



Mein Neustettiner Land

Ausgabe 1 · August 2009



Kirche in Lottin



Mai 2009

Liebe Landsleute!

Im Frühjahr wurden wir von den Medien konfrontiert mit einer hitzigen Debatte über die Gedenkstätte, die ursprünglich ›Haus der 16 Millionen‹ heißen sollte mit dem Konzept, dass für die 16 Millionen Vertreibungsoffer in Deutschland eine Gedenkstätte mit Dokumentation entstehen sollte. Daraus war dann ›Zentrum gegen Vertreibung‹, später ›Zentrum gegen Vertreibungen‹ und schließlich ›Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung‹ geworden.

Bei der Besetzung des Stiftungsrates wurde vor allem der Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV), Frau Erika Steinbach, vorgeworfen, dafür nicht geeignet zu sein. Harte Angriffe des in der polnischen Regierung Donald Tusk für Deutschland zuständigen Herrn Władysław Bartoszewski und verletzende Artikel in der polnischen Presse führten zu einem Verzicht von Frau Steinbach.

Vorgeworfen wird ihr, dass sie zu Beginn der 1990er Jahre im Bundestag gegen die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze gestimmt hat und dass sie keine Vertriebene sei.

Diese Angriffe werden in Deutschland als eine nicht zulässige Einmischung der polnischen Seite empfunden. Auch nicht-vertriebene deutsche Bürger sehen darin ein Frau Steinbach beleidigendes Vorgehen, das nicht tolerierbar ist.

Die Besetzung des Stiftungsrates ist ausschließlich eine deutsche Angelegenheit, zumal die deutsche Seite im Vorfeld stets versucht hat, die Meinung der polnischen Seite anzuhören und sie in die eigenen Überlegungen miteinzubeziehen.

Wir sind nun gespannt, wer in den Stiftungsrat berufen werden wird und wann nach dem Umbau des Deutschlandhauses in Berlin (dort soll die Stiftung ihre Heimstätte finden) der Inhalt des Konzeptes ›Flucht, Vertreibung, Versöhnung‹ erarbeitet werden wird. Von landsmannschaftlicher und BdV-Seite wird befürchtet, dass ihr Einfluss zu gering sein könnte (siehe auch hinten S. 69, ›Stiftung Flucht, Vertreibung und Versöhnung‹).

An unserem Denkmal in Neustettin/Szczecinek wird noch gearbeitet. Zur Zeit wartet Jarosław Pietrzyk auf geeignete Pflastersteine. Solche mit einer von der Stadt vorgeschriebenen Kantenlänge von 10 cm müssen erst hergestellt werden. Wir hoffen aber, dass die Arbeiten in diesem Sommer beendet werden können.

Ich lade Sie alle herzlich ein zum diesjährigen Heimat- und Patenschaftstreffen vom 25. bis 27. September in unserer Patenstadt Eutin. Bis dahin wünsche ich Ihnen eine schöne Zeit!

Ihr Siegfried Raddatz

Wir tun gut daran, den Vertriebenen zuzuhören.

Kurz nachdem der Bundespräsident sein Amt angetreten hatte, besuchte er die Heimatvertriebenen als Festredner am Tag der Heimat 2006 in Berlin. Der Bundespräsident sagte damals:

Die Integration der Vertriebenen ist gelungen, und dieser Erfolg und die Überwindung der Teilung Europas geben uns die Freiheit, nun gemeinsam auch mit unseren Nachbarn über die Vergangenheit zu sprechen – über die eigene Leidensgeschichte und über die Leidensgeschichte unserer Nachbarn.

Wir müssen darüber sprechen, weil die Menschen, denen unermessliches Leid widerfahren ist, Anspruch auf unser Mitgefühl und unsere Solidarität haben.

Wir müssen darüber sprechen, weil die Kultur und die Geschichte der Vertriebenen zu unserer Identität gehören.

Daher tun wir gut daran, auch den Vertriebenen zuzuhören, Ihnen zuzuhören. Nicht nur, um zu erfahren, wie es damals war, sondern auch, um den Flüchtlingen und Vertriebenen dabei zu helfen, mit der Last umzugehen, die ihnen noch immer auf der Seele liegt.

Zum Verständnis der deutschen Nachkriegsgeschichte gehört das Verständnis für die Tragödie und die Leistung der deutschen Hei-

matvertriebenen. Zum Verständnis der deutschen Geschichte und Kultur gehört das Verständnis der Geschichte und Kultur des ehemaligen deutschen Ostens. Dafür stehen Namen wie Andreas Gryphius, Immanuel Kant, Johann Gottfried Herder, Joseph von Eichendorff, E.T.A. Hoffmann und Käthe Kollwitz. Und Orte wie die Marienburg in Ostpreußen, die Jahrhunderthalle in Breslau, die Friedenskirchen in Schweidnitz und Jauer – sie alle gehören heute zum Weltkulturerbe und bleiben doch Teil unseres kulturellen Erbes.

*Horst Köhler,
Bundespräsident*

Jahresempfang des Bundes der Vertriebenen

»Ich bin nicht zum ersten Mal hierher gekommen – ich hoffe, auch nicht zum letzten Mal – und freue mich, heute wieder bei Ihnen zu sein,« sagte Bundeskanzlerin Angela Merkel auf dem mit 500 Personen überfüllten Jahresempfang der Vertriebenen. Etwa 150 Journalisten, darunter zahlreiche Fernsehteams, hatten sich angesagt, um zu hören, was die Kanzlerin den Vertriebenen nach dem Auftritt und den Angriffen des polnischen Deutschlandbeauftragten Władysław Bartoszewski gegen Erika Steinbach und der Weigerung der SPD, die Wahl der BdV-Präsidentin in die künftige Bundesstiftung »Flucht, Vertreibung, Versöhnung« zu akzeptieren, zu sagen hatte.

Und sie redete Klartext: »Ich glaube, es ist deutlich geworden, wie wir unsere Geschichte sehen,« betonte sie gegenüber der Presse, vor allem den polnischen Journalisten, die zahlreich vertreten waren. »Wir kennen Ursache und Wirkung, aber wir sagen auch: Unrecht muss als Unrecht benannt werden. Das muss auch in Zukunft so sein.«

Keinen Zweifel ließ die Kanzlerin an ihrer Unterstützung für die Idee eines Zentrums gegen Vertreibungen: »Vielen Millionen Vertriebenen und Flüchtlingen, die in der früheren DDR gelebt hatten, wurde

zum allerersten Mal gestattet, öffentlich über ihr Schicksal zu reden. Auch das bedeutet Deutsche Einheit. Deshalb habe ich – wir haben heute auch in der Bundestagsfraktion darüber gesprochen – die Idee zur Errichtung eines Zentrums gegen Vertreibungen, deren Anfänge ja lange zurückliegen, von Anfang an unterstützt – aus vollem Herzen, die gesamte Oppositionszeit durch.«

Angela Merkel unterstrich gegenüber der aufmerksamen Presse, dass die Idee einer Dokumentationsstätte für die Heimatvertriebenen die volle Unterstützung der Regierungschefin und der amtlichen Stellen habe: »Als wir dann die Chance hatten, in der Großen Koalition Regierungsverantwortung zu übernehmen, habe ich mich gemeinsam mit Staatsminister Naumann und den vielen Engagierten, die das seit Jahren verfolgt haben, dafür eingesetzt, dass wir eine Ausstellungs- und Dokumentationsstätte bekommen und dass wir eine Stiftung gründen, die, wie wir es am Anfang gesagt haben, ein »sichtbares Zeichen« darstellt und die heute »Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung« heißt.

Offen ging die Kanzlerin auf die Diskussionen und Querelen um die Verwirklichung dieses Pro-

jekt es ein und unterstrich, dass die Gedanken an die Vertreibung Aufgabe der gesamten Gesellschaft sei. Sie hob dabei die enge Zusammenarbeit mit BdV-Präsidentin Erika Steinbach bei der Umsetzung der Stiftung hervor: »Ich will ganz deutlich sagen: Gerade in dieser Zeit, in der die Erlebnisgeneration natürlich älter wird, haben diejenigen, die das Gedenken bewahren müssen, einen Anspruch darauf, dass dies nicht nur das Gedenken einer Gruppe ist, sondern dass dies das Gedenken eines ganzen Landes, einer ganzen Bevölkerung ist, die das Unrecht von Flucht und Vertreibung als Teil ihrer Geschichte aufnimmt. Deshalb, meine Damen und Herren, haben Erika Steinbach und ich sehr häufig über die Realisierung dieses Projektes gesprochen.«

Dieses gesamtgesellschaftliche Gedenken wäre ohne den leeren Stuhl als Antwort des BdV-Präsidiums auf die Umstände nicht zu verwirklichen gewesen, erklärte Angela Merkel. Nun gebe es gute Chancen, die Stiftung umzusetzen. Man sei in einer nicht einfachen Materie gut vorangekommen.

»Es sind Angriffe unternommen worden, die jeder Grundlage entbehren«, kritisierte die Kanzlerin.

»Aber ich sage auch: Das Projekt, das Gedenken im ganzen Land zu festigen, zu verankern und es für die Zukunft zu sichern, ist das, was uns vorantreibt. Ich freue mich, dass wir gute Chancen haben, das jetzt zu realisieren. Niemand hat sich darum mehr bemüht als Erika Steinbach. Herzlichen Dank dafür.«

*Auszug aus Deutscher Ostdienst,
Nr. 4, 2009*

*Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus,
flog durch stille Lände, als flöge sie nach Haus.*

Josef v. Eichendorff

Anneliese Zech

14. 8. 1937 + 20. 11. 2008
Neustettin Pruetz

In stiller Trauer
im Namen der Familie

Siegfried Zech
Gisela Burgwinkel

Schönberg

*Siehe ich bin bei euch alle Tage
bis an, der Welt Ende.
Matthäus 28, Vers 20*

Unsere geliebte Mutter, Großmutter
und Urgroßmutter durfte »nach Hause
zum lieben Gottl« gehen.

Edith Reinke geb. Boldt

*19 19. Juli 1901 † 14 Januar 2009
in Neustettin/Pom. in Edewecht

Ilse Kress, geb. Reinke
Anne Reinke
Doris Reinke, geb. Rehme
Karin Bartholomeus, geb. Reinke
Monika Schulze, geb. Reinke
Enkel und Urenkel

26188 Edewecht, Wallstraße 20



HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN

VORSITZENDER UND HEIMATKREISBEARBEITER:

Dr. Siegfried Raddatz,
Jakob-Böhme-Str. 21,
51065 Köln/Buchheim,
Tel. 02 21-69 87 85

STELI | VERTRETENDER HEIMATKREISBEARBEITER:

Martin Podewiis, Wiekstraße 16,
23570 Lübeck Travemünde,
Tel. 0 45 02-30 77 79

KASSENWARTIN:

Ilse Waldow,
Knarrberg 79, 06846 Dessau,
Tel. 03 40-61 06 21

KULTUR- UND PRESSEREFERENT:

Hans Rieck,
Heinrich-Heine-Straße 4,
17438 Wolgast,
Tel. 01 78-2 61 63 04

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:

Heimatkreisaußschuß Neustettin

REDAKTION:

Dr. Siegfried Raddatz,
Anschrift siehe oben
Webseite: www.neustettin.de

Zur Überweisung Ihrer Spende, um die wir recht herzlich bitten, benutzen Sie bitte den beiliegenden Überweisungsträger. Er liegt im Umschlag neben dem Heft, nicht im Heft.

HKA Neustettin,

Postbank Kto.Nr 649 757 100.BLZ 100 100 10

INHALT HEFT 1 / 2009

- 1 Liebe Landsleute!
 - 2 Bundespräsident Horst Köhler:
»Wir tun gut daran, den Vertriebenen zuzuhören«
 - 3 Jahresempfang des Bundes der Vertriebenen
 - 4 Todesanzeigen
 - 5 Inhaltverzeichnis und Impressum
 - 8 Bürgermeister Golinski tödlich verunglückt
 - 10 Wir gratulieren
 - 12 *Gedicht* Unser Neustettin, SIEGFRIED KRÜGER
 - 14 Erinnerungen an Neustettin
 - 19 Liebeserklärung an Neustettin
 - 20 *Gedicht* Abend am Streitzigsee, MARGRET SELL
 - 21 Kindheit im Zweiten Weltkrieg
 - 33 Das Hungerlager bei Jasto
 - 34 Fluchtbericht von Mechthild von Bonin
 - 41 *Gedicht* Januar 1945, HELMUT ASSMANN
 - 45 Brief von Frau Wachholz
 - 49 Rackow
 - 50 Harry O.
 - 51 *Gedicht* Glück, HANS HOFFMANN
 - 52 Gefangenepost
 - 51 Aktiv in Pniewo, dem früheren Pinnow
 - 55 Treffen in Sparssee im August 2008
 - 57 *Gedicht* Sommer, DETLEV VON LIENKRON
 - 58 Erlebtes bewahren
 - 59 Heimatreise nach Groß Krössin –
eine Reise für die Seele
 - 613 Unsere Heimat Eschenriege, Kreis Neustettin
 - 63 *Gedicht*, OTTO BIERBAUM
 - 64 Elisabeth Plaza, geb. Kolbe (erg. vgl. Kiszczynska)
 - 646 *Gedicht* Sommerlied, EMANUEL GLIBEL
 - 67 Drei Briefe an die Redaktion
 - 69 »Stiftung Flucht, Vertreibung und Versöhnung«
 - 76 Zur Irrfahrt einer Glocke Termine
 - 77 Aktuelle Bücher
 - 78 Schuld
 - 79 Gesucht und gefunden
 - Umschlagseite 3 Wer hat hier gewohnt
 - Umschlagseite 4 *Gedicht* Sommer, WILHELM BUSCH
- Bildnachweis:** Archiv 47, 51, 62, K. Czaczyk 7, A.-M. Herzog 56, H. Knierim 16, 17, J. Laschewski 56, G. Mau Umschlagseite hinten innen, M. Otte 53, 54, E. Plaza 65, Pommernzeitung 7, U. Soika 36, G. Wölk 58, alles andere S. Raddatz

Die Seiten

6

und

8 bis 9

**sind im Internet leider
nicht verfügbar!**



Herr Galinski bei einem Interview (zusammen mit dem stellvertret. Nachfolger an Hörgarneistat, Herr Jurek Hardia-Ginsch)

• Dramburg,
z. Kreis Neubstein

Folge 10/92 - 7. März 1996

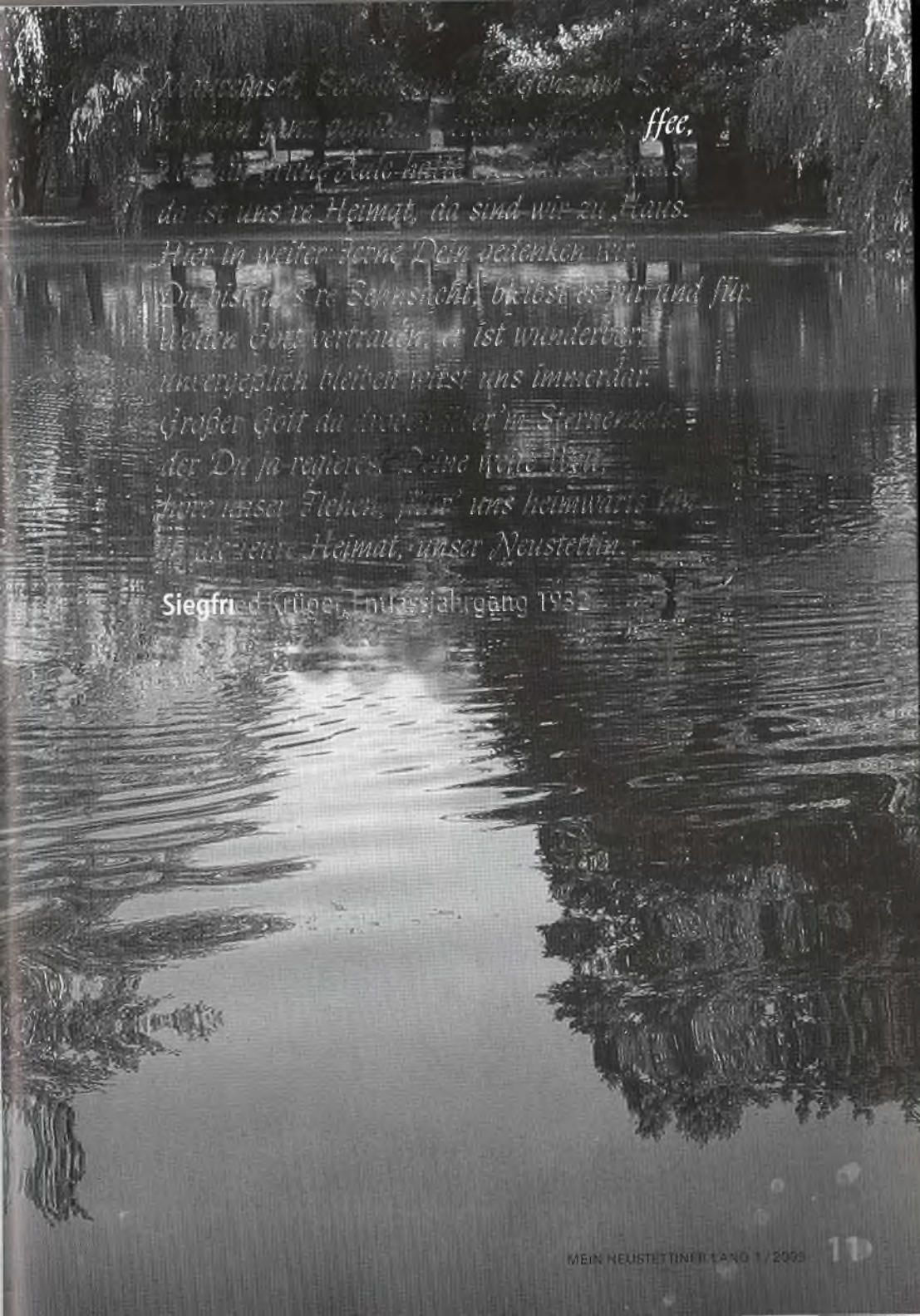


*Herr Galinski im Gespräch mit Ulrich Schreiber
bei der Einweihung des Les- u. Heimatmuseums in Eutin*

Wasser-Neustettin

Im Arme Lande, an dem Ost-
Ufer des schmalen Sees, liegt Neustettin.
Zwischen blauen Seen, ganz versteckt im Grün,
da ist uns're Heimat, unser Neustettin.
Große Parkanlagen an dem See entlang,
wo für jede Müde stand die Ruhebank.
Auch im Rosengarten mit dem Galajschlösschen
fand sich zur Erholung alles, arm und reich.
Schmücke Motorboote kreuzten auf dem See
und die Männer kreisten in der blauen Höh'.
Weiße Schwäne zogen langsam ihre Bahn
und manch bied'rer Bürger wachte sich im Kahn.





Am Neustettiner See, da ist die Grenze zum See,
da ist die Grenze zum Land, da ist die Grenze zum Meer,
da ist unsre Heimat, da sind wir zu Haus.
Hier in weiter Ferne Dein jedenken wir,
Du bist unsre Sehnsucht, bleibst es mir und für,
Wolken Gott vertraucht, er ist wunderbar,
unverfänglich bleiben wirst uns immerdar.
Großer Gott da thutest über'm Sternenzelt,
der Du ja realisierst Deine hohe Welt,
höre unser Flehen, führe uns heimwärts hin,
zu der neuen Heimat, unser Neustettin.

Siegfried Krieger, Ehrentagsjahrgang 1932

Erinnerungen an Neustettin

Im Rückblick auf meine Jugendzeit kann ich immer wieder feststellen, dass mir nichts Besseres passieren konnte, als die Schulzeit in Neustettin zu verbringen. 1934 begann sie in der Pestalozzischule. Ich ging entweder über Bismarkstraße und Klosterweg dorthin oder den etwas weiteren Weg die Blücherstraße entlang. Diese wurde auch Pappelallee genannt und hatte schon damals einen Fahrradweg. Es gab immer etwas zu sehen. Einmal fielen kleine Enten vor meine Füße. Sie hatten ihr Nest auf einer Pappel und die alte Ente lockte sie vom Baum. Dann liefen sie eilends Richtung Niesedop und See. Eine

Zeitlang gab es auch einen kleinen Vogelpark an der Straße. Ein paar Fasane und Pfauen zeigten ihr schönes Gefieder. Unsere Anlagen am See waren gut gepflegt. Vielleicht half dabei folgender Spruch auf einer kleinen Tafel: »Lieber Leser, merke das, geh' auf dem Weg und nicht im Gras, damit man leicht und ohne Müh', Dich unterscheiden kann vom Vieh!« Mein späterer Schulweg war viel kürzer. Er verlief an Landratsamt und Kirche vorbei, über den Saarplatz zur Mittelschule.

Im letzten Jahr wurde in dieser Zeitung um Berichte über die Zeit vor 1945 gebeten. Wie leb-



Rathaus 2008



Streitzigsee 1971

ten die Deutschen? Das möchten jetzt auch die Polen wissen. Ich kann mich noch gut an die Jahre vor dem Krieg erinnern und auch an viele Geschäfte. Wir hatten Ramelow und Karstadt und, um nur einige zu nennen, Schramm, Sommer, Schlack und Hoffmann. In der Preußischen Straße das Schuhgeschäft mit dem Durchleuchtungsapparat (Röntgenstrahlen!). Sehr interessant! Es wurde kein Schuh gekauft, ohne Kontrolle, ob er groß genug war. Der Unfug wurde natürlich unwissentlich übertrieben. Wir hatten viele gute Geschäfte. Die Milch wurde noch mit einem Pferdefuhrwerk ausgefahren. Im eisigen Winter war der Messbecher

so zugefroren, dass das Maß nicht mehr stimmte. Proteste der Kunden. Der Bart des alten Milchkutsters war auch vereist. Überhaupt das Wetter war wirklich ganz anders. Die bitterkalten Winter waren die Regel. Wenn der See zugefroren war, das Eis laut grollte, konnte man zum Klosterwald wandern und natürlich Schlittschuh laufen. Die Sommer waren warm und beständig. Kein Wunder, dass wir Kinder alle schwimmen konnten und das Blücherbad ausnutzten.

Hotels und Restaurants gab es natürlich auch. Da war der Preußische Hof, Deutsches Haus, Keun's Hotel, das heute noch existiert, Rheingold, Seeblick. Dazu Café



Streitzigsee 2008, Wasserskianlage

Schnuchel am Markt, in dem Kurt Henkels einige Zeit spielte. Er war später in Leipzig und dann auch im Westen bekannt. Wer erinnert sich noch an den Eiskarren, der an heißen Tagen auch mal auf dem Marktplatz stand? Für 5 und 10 Pfennig gab es Waffeltütchen. Welche Freude, wenn man denn so viel ausgeben konnte.

Wie feierten die Neustettiner? Kirmes wie hier im Westen gab es ja nicht. Dafür den Jahrmarkt und einen großen Rummel mit Karussells auf dem Hindenburgplatz zu Pfingsten. Die damals berühmte Drahtseiltruppe »Camilla Meier« war auch mal da. Über den Karneval in unserer Stadt ist in den ersten

Jahren in der Zeitung viel berichtet worden. Begeistert sind wir Kinder kostümiert vom Hauptbahnhof bis zur Stadtmitte im Umzug mitgelaufen. Auch kamen Kinder an die Haustüren mit dem Spruch: »Hüppel die Püppel, die Wurst hat zwei Zippel, der Speck hat vier Ecken, das wird uns wohl schmecken.« Fastelowend war das.

Einige Behörden gab es in Neustettin, sie war ja auch Beamtenstadt. Zahnärzte und Ärzte natürlich auch. Der Hals-Nasen-Ohrenarzt war in der Stellerstraße. Er hat mich von den Polypen befreit. Im neuen Krankenhaus durfte ich leider auch ein paar Wochen verbringen.



Streitzigsee 1971

Dann kamen andere Zeiten. An die schreckliche Kampagne gegen die Juden kann ich mich auch erinnern. Im November 1938 kam ich vom Kietzbahnhof aus an der noch brennenden Ruine der Synagoge in der Friedrichstraße vorbei. Später erzählten die Erwachsenen von den eingesperrten Juden im Rathauskeller, und viele Schaufenster wurden mit Brettern vernagelt.

Der Krieg kam, vieles änderte sich. Vom Bombenkrieg blieben wir im Osten verschont. Aber die Lebensmittelrationierung, Bezugsscheine, Kohlenknappheit usw. betrafen alle. Besonders natürlich die Verluste von Soldaten in fast jeder Familie. Doch das Leben ging weiter.

Außer der Concordia des Gymnasiums gab es den Ruderverein Germania mit dem Leiter Herrn Molkenthin. Schon lange hatte ich als Kind die Ruderboote auf dem Streitzigsee bewundert. Das war doch etwas Anderes als die lahmen »Appelkähne«, die man mieten konnte. So war ich gleich bereit mit 14 Jahren dem Verein beizutreten. Fortan verbrachte ich viele Stunden nicht nur im sondern auch auf dem Wasser. So hatten wir neben Schule und BDM-Dienst Möglichkeiten die Freizeit zu gestalten. Das Clubhaus hatte unten die Boots- und Umkleideräume. Oben waren ein Café, Genz am See, und ein kleiner Saal für Veranstaltungen

Frauen Riemenvierer



und Tischtennis im Winter. Als wir wirklich gut rudern konnten, bekamen wir die Erlaubnis, den Einer zu probieren. Welch ein Gefühl, auf dem ganz schmalen Boot durchs Wasser zu gleiten. Auch an einer Regatta in Deutsch-Krone nahmen wir im Sommer 44 teil. Es starteten aus Neustettin ein Achter mit Soldaten aus Großborn, ein Vierer der Jungen und wir Mädchen im Doppelvierer. Das Training davor bei jedem Wetter war recht hart gewesen. Am See Richtung Bismarkturm gab es noch eine Fähre zum Klosterwald, ganz gemächlich wurde sie über das Wasser gezogen. Keine Konkurrenz zu den Motorbooten, aber zum Genießen. Hauptsächlich in der dunklen Jahreszeit war für die Jugendlichen der Bummel an-

gesagt. Alle liefen gegen Abend die Einkaufsstraßen rauf und runter. Sehen und gesehen werden.

1942/43 wurden viele Kinder aus dem Westen und aus Berlin in sichere Gebiete gebracht, Kinderlandverschickung. Wer Verwandte im Osten hatte, nutzte es aus. Ganze Schülerschaften kamen in unsere kleinen Städte. Neustettin bekam die Schillerschule, Oberschule für Mädchen aus Bochum. Als sie am Hauptbahnhof ankamen, wurden wir Mädels und Jungen von der HJ beauftragt, sie zu empfangen. Unsere großen Jungen strahlten, als sie die Großstädterinnen sahen und freuten sich über wörtlich »Frischfleisch«. Die Schülerinnen wurden Familien zugeteilt, jüngere hatten auch ihre Mütter dabei. Wie

Männer Riemenvierer



die Mädchen mit mehr oder wenig Familienanschluss fertig wurden, habe ich dann erfahren, denn ich besuchte bald ihre Schule. Meine Freundin Inge aus Eschenriege und ich bemühten uns um die Aufnahme in die Oberschule und es gelang. Später kamen noch einige Einheimische und Berliner hinzu. Die Bochumer hatten Asyl in der Fürstin-Hedwig-Schule. Sie brachten natürlich die Lehrkräfte, den Direktor, Sekretärin, Bücherei usw. mit. Der Unterricht fand nachmittags statt. Eine große Umstellung. Wir fühlten uns wohl bei unseren Mitschülerinnen. Manche hatten Schwierigkeiten in ihren Quartieren. Einige fanden ihre Freiheit auch ganz angenehm. Leider mussten sich viele unverstanden fühlen,

so wie wir später als Flüchtlinge. Es gab viele Einzelschicksale. Eine Mitschülerin musste plötzlich nach Hause fahren. In Bochum war ein großer Bombenangriff gewesen. Brunhilde suchte vergebens in allen Krankenhäusern ihre Eltern und den kleinen Bruder, sie fand sie nicht mehr.

Zu Anfang des Krieges fanden viele Baltendeutsche Aufnahme in der Stadt. Im letzten Kriegsjahr kam das sinnlose Ostwallyschippen, zu dem viele Menschen verpflichtet wurden. In den Weihnachtsferien durfte ich das auch mitmachen. Meine Mutter war im Sommer täglich dabei. In den Herbstferien hieß es jedes Jahr »Auf zur Kartoffelern- te«.

Auch die Bochumer Mädchen



mussten helfen, das war besonders hart, wenn die richtige Kleidung fehlte. Einige berichteten danach, dass zu ihrem Entsetzen bei ihren Bauern noch aus einer Schüssel gegessen wurde.

In den Weihnachtsferien 44/45 verließen die Bochumer plötzlich mit einem Sonderzug unsere Stadt. So nahm auch meine Schulzeit ein jähes Ende. Glücklicherweise gelang mir mit Verwandten am 1. März 45 auf einem letzten offenen Zug aus Bärwalde die Flucht. Fröhlichmorgens war das noch, nachmittags erreichten die Russen den Ort.

In Erinnerung an unsere Stadt werden viele alte Neustettiner mit mir sagen: »Unsere Perle Hinterpommerns war etwas Besonderes.« Ob später die jetzigen Bewohner die gleiche Meinung haben werden?

*(Hildegard Knierim,
geb. Blieske,
Jahrgang 1927)*

For nobody who was born and has lived in Pomerania will ever forget its lure and not want to talk about it. In my dreams I go back there many times, to the land by the sea, onto which, in the Ice Ages, tons of ground moraines were dumped and held by the Baltic Ridge, thus giving our home district its unique character with the rolling hilltops and the many lakes and moors filling the hollows in between.

In my dreams I see the silvery horizons of the east, its vast forests teeming with wildlife, where you find all kinds of flowers and berries thriving on the humus under the trees, and patches of chanterelles springing up after each rain, waiting to be picked.

In my dreams I listen to the rustle of the woods. I smell the sweet fragrance of narcissuses in spring and the tangy smoke of potato fires in autumn.

In my dreams I trek through remote regions, listening to the whistle of the quail and the rapid drumming of the woodpecker, while right in front of me a lizard might bask in the sun, only to flit away at the vibration of my approaching steps.

In my dreams I see Lake Streitzig. Its many islets sitting like tufts of wool on the surface, nesting grounds of swans and other waterfowl which feed in the shallows. There the bulrushes grow, their small brownish spikelets

velvety to the touch. And I punt my canoe through the reeds which brush its canopy sides, until I reach the open lake, where I ride the swell, trailing it with my eyes to where it laps the embankments. And when I raise my head and the wind blows from the right direction, I can even taste the salt on the breeze coming inland from the Baltic Sea.

These memories, I have brought with me to my new life in Australia, which I share with a good husband, in a country that has been kind to us and has now become our home. As far as refugees can settle down, we have done so. But on any given day in summer, when the January sun is blazing, bringing out the resin of the pines, it can happen that, my heart full of joy, I turn to my partner: »You know, this smells exactly like July in Neustettin!«

Diese Liebeserklärung an Pommern und Neustettin entstammt dem Buch »Wild Geese, Swans and Nightingales« von Marielu Winter, die als junge Frau und Mutter die Kriegsjahre in Neustettin beschreibt. Zum Schluß gelangt sie nach Australien. Der Name ist ein Pseudonym.

Ich habe zehn Exemplare dieses Buches bei einem australischen Verlag besorgt und verkaufe sie für 28 Euro einschl. Versand (Selbstkostenpreis).



ABEND AM STRAUßZIGSEE

Mondschein spielt auf dem silbernen See,
Die Wellen murmeln und rauschen.
Dem müden Wispern im bierigen Ried
muss ich verweilend lauschen.
Nebel schleicht vom Wiesenuf her,
Leuchtkäfer erglimmen in Wegen.
Die Welt, versunken im Schattenmeer,
träumt von des Tages Segen.
Ein erster Stern sich tändelnd verfängt
im Gewebe von Blättern und Zweigen.
Im Einklang mit der nahenden Nacht
versinkt auch der See in Schweigen.

Max Graf 1891

Kindheit im Zweiten Weltkrieg

Im Alter denkt man oft an seine Kindheit zurück. Meine Kindheit war im Zweiten Weltkrieg in Alt-Liepenfier im Kreis Neustettin. Dort wurde ich auf dem Bauernhof meiner Großeltern Leopold und Ida Maaß im Jahre 1934 geboren. Meine Kindheitserinnerungen und die damaligen Lebensverhältnisse vor 62 bis 70 Jahren möchte ich nachstehend schildern.

Ende August 1939 wurde mein Vater Willy Venzke mit 37 Jahren ohne vorherige Grundausbildung zur Wehrmacht eingezogen. Nach dem Feldzug gegen Polen kam mein Vater auf einen Kurzurlaub nach Hause. Anschließend musste er zur Grundausbildung nach Köslin. Weihnachten 1939 bekam er Urlaub. Der Tannenbaum wurde aufgestellt. In den Vorjahren hatten meine Eltern mir gesagt, dass der Weihnachtsmann den Tannenbaum schmücke. Nun wollte ich dem Weihnachtsmann beim Schmücken des Baumes zusehen. Der Weihnachtsmann aber kam nicht. Mein Vater erklärte mir, dass der Weihnachtsmann sich verspätet habe und schmückte den Tannenbaum selbst. Anschließend war ich bereit, ins Bett zu gehen. Dies war der einzige Weihnachtsurlaub meines Vaters während des Krieges, bis er ab 16. 01. 1944 nahe Leningrad als vermisst gemeldet wurde.

Im Januar 1940 bekam ich Scharlach. Ich musste sechs Wochen das Bett hüten. Mein Vater bekam ein paar Tage Sonderurlaub aus Köslin. Der Arzt aus Bad Polzin musste zweimal kommen. Als ich nach sechs Wochen wieder auf den Hof gehen konnte, war mir noch schwindlig.

1940 wurde meine zweite Schwester Ingrid geboren. Zuvor war meine erste Schwester Marga 1938 geboren worden. Mein Eltern hatten nun drei Kinder. Meine Mutter sollte der NS-Frauenschaft beitreten. Die NS-Frauenschaftsführerin und ein weiterer Parteimann versuchten sie dazu zu überreden. Sie weigerte sich, der NS-Frauenschaft beizutreten und erklärte, dass sie drei kleine Kinder habe, ihr Mann zur Wehrmacht eingezogen sei und sie ihren Eltern in der Landwirtschaft helfen müsse. Dies waren alles sachliche und unwiderlegbare Gründe. Eine abweichende politische Einstellung durfte sie nicht als Begründung anführen.

Es war die Stunde der Frauen gekommen. Pommersche Frauen waren jedoch schon immer gleichberechtigt. Sie mussten in klein- und mittelbäuerlichen Betrieben stets mithelfen. Die landwirtschaftliche Arbeit war hart und schwer. Der Mann konnte sie nicht alleine



bewältigen, da landwirtschaftliche Maschinen im heutigen Umfange nicht zur Verfügung standen. Die Frau konnte sich nicht nur auf die Hausarbeit beschränken. Diese Arbeit führte in der Regel die Großmutter durch, da man auf dem Lande in Großfamilien lebte. Die Kinderversorgung während des Tages übernahm die Großmutter. Die Frau musste neben dem Mann landwirtschaftliche Arbeiten verrichten. Dazu gehörten die Versorgung des Viehs, die Hilfe bei Erntearbeiten, das Helfen beim Dreschen und vieles mehr. Pommersche Frauen konnten hart mit anpacken.

Da die Männer zur Wehrmacht eingezogen waren, kamen noch

Zusatzaufgaben hinzu. Ihnen oblag die gesamte Wirtschaftsplanung des Betriebes. Während des Krieges gab es die Zwangsbewirtschaftung. Ein Ablieferungssoll an Getreide, Kartoffeln, Rüben, Vieh, Milch usw. war zu erfüllen.

Jährlich waren Erhebungen fällig, um das Ablieferungssoll berechnen zu können. Auf unserem Hof lebten insgesamt acht Personen, und zwar meine Großeltern Leopold und Ida Maaß, meine Eltern mit drei Kindern und mein Vetter Herbert Dittberner. Herbert wurde von der Wehrmacht KU (kampfunfähig) gestellt. Er konnte meinem Großvater in der Landwirtschaft helfen, es sei denn, die Parteistellen fanden eine andere



Verwendung für ihn, die sie für kriegswichtig hielten. Meine Mutter hatte es dadurch auch etwas leichter. Sie konnte sich mehr um ihre kleinen Kinder kümmern.

Die Pommern mussten immer in schwerer Arbeit dem Boden die Schätze abringen. Ein großer Teil der Bevölkerung lebte im ständigen Kampf mit Wind und Wetter. Darum war der Pommer von ernster, echter niederdeutscher Art, wortkarg und tüchtig. Er war so schlicht wie das Land, das ihn ernährte. Es lag in ihm jenes starke, im Kampf um das Dasein erprobte Gottvertrauen, das Menschen kennzeichnet, die lieber handeln als reden. Man kennt diese Geschichte der schweigsamen Pommern:

»Zwei Pommern fuhren gemeinsam zum Markt in die nächste Stadt. Der Hin- und Rückweg betrug jeweils zwei Stunden. Auf dem Hinweg sagte der eine Pommer: »Der Roggen steht gut«, Auf dem Rückweg sprach der zweite Pommer: »Der Hafer auch.« <

Friedrich der Große sagte über die Pommern folgendes in seinem Politischen Testament von 1768:

»Die Pommern haben einen geraden und schlichten Sinn. Unter allen Provinzen hat Pommern die besten Untertanen für die Kriegsdienste wie für alle Ämter hervorgebracht. Nur mit diplomatischen Verhandlungen möchte ich sie nicht betrauen, weil ihr Freimut sich nicht für Geschäfte eignet, bei der man der Schläue mit Schläue

*begegnen muss.» Und er fährt fort:
»Manche leisten im Finanzfach ziem-
lich gute Dienste. Vergebens würde
man aus ihnen politische Unterhänd-
ler machen wollen.«*

Die Arbeit in der Landwirtschaft war im Sommer besonders umfangreich und anstrengend. Alle Erwachsenen und auch größere Kinder hatten zu helfen. Nach Möglichkeit versuchte man, noch weitere Helfer zu finden. Man musste dann aber wieder bei anderen helfen. Gefragt war die menschliche Arbeitskraft. Der Einsatz von Maschinen war sehr gering. Das Gras, der Klee und das Korn wurden mit der Sense gemäht. Dies war sehr kraftanstrengend und konnte nur von kräftigen Männern ausgeführt werden. Beim Mähen des Kornes hatte hinter jedem Mäher eine Binderin zu gehen, die das gemähte Korn in Garben band. Die Garben wurden später zu Stiegen aufgestellt, indem man je nach Kornart zehn oder sechs Garben gegeneinander aufstellte. Das Korn sollte austrocknen, um die Lagerreife in der Scheune zu erhalten. Die Stiegen mussten mindestens einmal umgestellt (gewendet) werden.

Die Heuernte musste zweimal im Jahr durchgeführt werden, und zwar im Juni vor der Getreideernte und Ende August/Anfang September nach der Getreideernte – aber vor der Kartoffel- und Rübenernte. Das Gras wurde mit der Sense

gemäht und das gemähte Gras mit einer Harke in Haufen zusammengekehrt, damit es trocknen konnte. Das Wenden der Heuhaufen war erforderlich, bevor das Hau eingefahren und auf dem Stallboden gelagert werden konnte.

Bei der Kartoffelernte wurden die aufgehäufelten Furchen mit einem Pflug aufgepflügt. In den aufgepflügten Furchen hatten fleißige Helfer und Helferinnen die Kartoffeln einzusammeln. Dies war eine Knochenarbeit. Besonders der Rücken wurde in Mitleidenschaft gezogen, da man stets in gebückter Haltung gehen und stehen musste. Die Kartoffeln für den Eigenbedarf kamen in den Kartoffelkeller. Auch die bald zu verkaufenden Kartoffeln kamen in den Keller. Alle anderen Kartoffeln wurden winterfest eingemietet. Die Einmietung geschah durch mehrfache Eindeckungen. Zuerst musste eine Erdfläche vorbereitet werden, auf der die Kartoffeln gelagert wurden. Dann wurden sie mit mehreren Schichten aus Erde, Stroh und Kartoffelkraut winterfest eingedeckt. Im Frühjahr konnte man sehen, ob die Einmietung Erfolg gehabt hatte. Bei strengen Wintern konnte es vorkommen, dass ein Teil der Kartoffeln erfroren war.

Bei der Rübenernte zog man die Rüben aus der Erde und schnitt das Rübenkraut ab. Beim Abschneiden des Rübenkrautes musste ich als kleiner Junge helfen. Dabei ver-



letzte ich mich am linken Arm. Die Narbe habe ich heute noch.

Die Arbeit in der Landwirtschaft war vor 62 bis 70 Jahren sehr schwer, so dass es schon damals eine Landflucht gab. Die harte Arbeit in der Landwirtschaft und der sehr geringe Lohn waren nicht dazu angetan, die Landarbeiter von den Verlockungen der Stadt abzuhalten. Ein geringer Lohn brachte überdies auch geringere Rentenansprüche mit sich.

Man war bei den täglichen Lebensbedürfnissen auf dem Lande sehr bescheiden. Es galt der Grundsatz, zunächst zu sparen, bevor man sich etwas leisten konnte. Dies kam auch bei der Kleidung zum Ausdruck. Schuhe waren grundsätzlich für Sonn- und Fei-

ertage, bei schlechtem Wetter und im Winter vorgesehen. Im Sommer gingen wir Kinder barfuß. Das Barfußgehen war ohnehin sehr beliebt. Wir hatten keine Probleme damit. Die Fußhaut härtete sich sehr schnell ab. Glasscherben und Spritzen lagen nicht herum. Man konnte sich nur an einem Stein oder Dorn verletzen, was meist nicht schlimm war. Die Verletzung wurde eventuell mit einem Pflaster behandelt.

Empfindlich waren wir Kinder nicht. Wir waren sehr mit der Natur verbunden, durch die wir täglich streifen konnten. Regen und Schnee machten uns nichts aus. Wir waren auch bei derartigem Wetter draußen, wetterfest angezogen natürlich. Bei schlechtem Wetter hatten wir unsere Tüffel an. Das

waren Holzpantoffeln, die leicht herzustellen waren. Die Fußsohle bestand aus Holz und das Obermaterial aus Leder. Konnte man sie nicht selber herstellen, ließ man sie durch jemanden anfertigen, der dies konnte, oder man ging zum Schuster. Die Holzfläche lief sich schnell ab, dies besonders dann, wenn wir Kinder im Winter auf dem Eis damit Schlittschuh liefen. Dies sah meine Mutter nicht gerne.

Im Winter hatten wir festes Schuhwerk. Dies waren hohe Lederschuhe mit Ledersohlen, die vom Schuster angefertigt wurden. Sie wurden im Winter getragen, wenn der Schnee hoch, oft meterhoch lag. Bei dieser Witterung waren Holzpantoffeln oder Halbschuhe nicht verwendbar. Die hohen Schuhe mussten warm und wasserundurchlässig sein. Man hatte ein Fell, um das Obermaterial Leder wasserundurchlässig zu machen. Um gegen eine Rutschgefahr bei Winterglätte gesichert zu sein, schlug man unter den Ledersohlen Nägel ein.

Viele Kleidungsstücke wurden in Eigenleistung hergestellt. So wurden lange Strümpfe, Knicstrümpfe, Socken, Pullover, Mützen, Schals usw. aus Wolle gestrickt. Dies war eine Arbeit der Hausfrauen an langen Winterabenden. Die Wolle musste vorher hergestellt werden. Ein Spinnrad gehörte zu jedem pommerschen Haushalt. Zum Spinnen benötigte man Schafwolle

oder Flachs. In Pommern bestand 14 % der Viehzucht aus Schafzucht. Auch der Flachsanzbau war in Pommern zu Hause, aus dem letztlich Leinen gewonnen werden konnte. In dem Buch »Pommern – geliebt und unvergessen« (Verlag Rautenberg, Leer) sieht man auf der Seite 103 eine pommersche Bäuerin am Spinnrad. Die Wolle wurde nach dem Spinnvorgang gewaschen und gefärbt.

Mein Mutter kümmerte sich auch um das Weben. Der Webstuhl musste hierfür extra aufgestellt werden. Durch das Weben konnte Leinenstoff hergestellt werden. Ein Schneider oder eine Schneiderin fertigte dann Leinenhosen oder sonstige Leinensachen an.

Im Frühjahr 2001 sahen wir einen Webstuhl im Heimatmuseum in Göhren. Auch im Pommerschen Heimatbuch 1984 wurde ein »Nachruf auf eine pommersche Weberin« veröffentlicht (S. 88 – 92).

Die Seite 90 enthält die Abbildung eines Webstuhles. Die Provinz Pommern war bis 1945 als webfreudige Provinz des Deutschen Reiches bekannt (S. 88).

Auch das Rupfen von Gänsefedern war eine Tätigkeit an langen Winterabenden. Hierbei setzten sich oft Frauen aus der Nachbarschaft zusammen und erzählten sich dabei ihre Geschichten. Es gab noch kein Fernsehen. Ein Radio war ebenfalls nicht in jedem Haushalt vorhanden. Die einzige

Nachrichtenübermittlung erfolgte durch gegenseitige Erzählungen, was dazu beitrug, dass Nachrichten durch Zugabe oder Weglassen von Tatsachen verändert wurden. Die gewonnenen Daunen wurden als Bettfedern verwandt.

An preiswerte Schneiderarbeiten versuchte man heranzukommen. Man sammelte die Aufträge und holte sich die Hausschneiderin ins Haus, die mehrere Tage blieb. Die Nähmaschine wurde ausgeliehen. Die Schneiderin erhielt volle Kost, oftmals auch Logis. Der weitere Lohn wurde in Geld und Naturalien entgolten.

Im September 1941 wurde ich in die Schule von Altliepenfier eingeschult. Meine Mutter hatte vor Ostern 1940 mit Lehrer Köhler gesprochen und gefragt, ob ich schon nach Ostern eingeschult werden könne. Lehrer Köhler riet davon ab, und so wurde ich erst im Herbst 1941 eingeschult. Das war damals die erste Herbststeinschulung.

Lehrer Fritz Köhler war der alleinige Lehrer an der Schule Altliepenfier. Er unterrichtete die Klassen 1 bis 8 in einem Klassenraum. Mein Schulweg war nicht weit, da die

Schule südlich unseres Hauses lag. Dazwischen lagen nur die Kirche mit dem freistehenden Glockenstuhl und das Spritzenhaus. Mein Großvater und ab 1943 meine Mutter waren auch Pächter des Schul-



landes, welches früher die Lehrer selbst bewirtschaftet hatten. Verpächterin war die Gemeinde Altliepenfier. Die zur Schule gehörenden Wirtschaftsgebäude durften daher von uns genutzt werden.

Mein Großvater war sowohl der Küster an der Tochterkirche in Alltiepenfier und der Schulhausmeister der Schule. Er wurde dabei von meinem Vetter unterstützt. Als Schulhausmeister hatte er für die Reinigung, für die Heizung und für die sonstige Bewirtschaftung zu sorgen.

Wegen der Heizung fällt mir eine Geschichte ein. Die damals üblichen Kachelöfen mussten abends vorgeheizt werden, damit nach der Heizung am Morgen die nötige Wärme durch die Kachelöfen abgegeben wurde. Da das Brennmaterial bewirtschaftet war, musste mein Vetter nur morgens heizen. Ich wurde vom Lehrer Köhler und später von den Lehrerinnen immer wieder angesprochen, meinem Großvater zu sagen, er möge abends heizen. Dies sagte ich auch meinem Großvater. Letztlich stand einmal an der Tafel: »Es muss geheizt werden, und zwar abends.« Mein Vetter änderte den Text wie folgt ab: »Es muss gespart werden, und zwar abends.« Die Erwachsenen haben dann doch eine Regelung gefunden, die beide Seiten zufrieden stellte.

Als Lehrer Köhler die Klassen 1 bis 8 alleine unterrichtete, befasste er sich jeweils mit einer Klasse oder einer Gruppe aus einer Klasse. Die übrigen Klassen erhielten Schreib-, Rechen- oder Lesearbeiten und mussten sich ruhig verhalten.

Während des ersten Schuljahres

erlernten wir die Sütterlin-Schrift, die von 1935 bis 1941 als Schreib- und Druckschrift eingeführt war. 1942 wurde die lateinische Schrift eingeführt, die wir ebenfalls im 1. Schuljahr zu erlernen hatten. Die lateinische Schrift wurde auch Druckschrift in den Büchern. Am Ende des 1. Schuljahres konnte ich in der Fibel und im Lesebuch beide Schriftarten lesen.

Kopfrechnen wurde täglich geübt. Auch schriftliche Rechenaufgaben waren zu lösen. Wir hatten eine Schiefertafel mit einer Schreib- und einer Rechenseite. Sie konnte mit einem Griffel beschrieben werden. Dazu gehörte auch ein Schwamm, der stets feucht sein musste, um die Tafel reinigen zu können. Später gab es zur Mitte des Krieges die Widukind-Tafeln, die im Gegensatz zu den Schiefertafeln nicht so zerbrechlich waren. Mit einem dazu entwickelten besonderen Stift konnten sie auf beiden Seiten (Schreib- und Rechenseite) beschrieben werden.

Lehrer Köhler wurde im April 1943 zur Wehrmacht einberufen. Seine Vertretung übernahm Lehrer Hoffstadt aus Neuliepenfier. Er konnte nur jeden zweiten Tag an der Schule Alltiepenfier unterrichten. Für die zweite bis vierte Klasse kam auf Veranlassung des Schulrates aus Neustettin bald Fräulein Ursula Schulz, eine siebzehnjährige Lehrerstochter aus Schmidenthin als Aushilfslehrerin. Nun hatten

wir wieder täglich Schulunterricht in der zweiten bis vierten Klasse. Wir benutzten den zweiten Klassenraum. Bei Fräulein Schulz hatte ich Schulunterricht von der Mitte der zweiten Klasse bis zur Mitte der vierten Klasse. Anfang Februar 1945 übernahm ihre ältere Schwester, Fräulein Rosemarie Schulz, bis Ende Februar 1945 den Unterricht. Dann wurde die Schule geschlossen.

Nach den Sommerferien 1943 kamen die ersten Kinder aus der Kinderlandverschickung in unsere Schule. Begleitet wurden sie von einer Lehrerin, Fräulein Jungmann, die zusammen mit ihrer Schwester in das Schulhaus mit einzogen. Fräulein Jungmann übernahm den Unterricht der 5. bis 8. Klasse. Lehrer Hoffstadt behielt weiterhin die Oberaufsicht an der Schule in Altliepenfließ. Er kam nur noch donnerstags.

Das Verhältnis der einheimischen Kinder zu den Kindern der Kinderlandverschickung war zunächst etwas angespannt. Es lockerte sich aber nach einiger Zeit.



Es waren Stadtkinder, vornehmlich aus dem Ruhrgebiet. Da sie an das Leben der Großstadt gewohnt waren, hatten sie einen anderen Gesichtskreis. Außerdem lagen die Bombennächte hinter ihnen. Sie kamen nun in den dörflichen Frieden im fernen Hinterpommern. Vom Krieg hatten wir noch nichts gespürt, mit der Ausnahme, dass unsere Väter, Onkel oder Vettern Soldat waren. Viele Angehörige wurden schon als gefallen oder vermisst gemeldet.

Mit einem Jungen, der in der Nachbarschaft bei der Familie Roppella wohnte, hatte ich einen etwas engeren Kontakt. Er kam aus Berlin. Seine Mutter war dort kriegsdienstverpflichtet. Er wusste viel über Kriegsereignisse zu erzählen, von denen ich damals noch keine Ahnung hatte.

Der Gesichtskreis eines pommerschen Jungen auf dem Lande war nicht auf die weite Welt gerichtet. Er kannte nur den Hof, die Ländereien, die Nachbarschaft, Teile der Nachbardörfer und die benachbarte Kleinstadt. Da man in der Landwirtschaft nicht verreisen konnte, ging sein Blick nicht weiter.

Durch notariellen Vertrag vom 01. 04. 1943 übertrugen meine Großeltern den landwirtschaftlichen Betrieb auf meine Mutter. Die Eigentumsumschreibung im Grundbuch fand am 16. 8. 1943 statt.

Mein Vater erhielt in unregelmäßigen Abständen Urlaub. Bei seinem Urlaub im Oktober 1940 renovierte er die Wohn- und Schlafräume des Hauses. Dies war die letzte Schönheitsreparatur.

1945 beim völligen Zusammenbruch und der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht war ich zehn Jahre alt. Ich kann daher nur wenig über den Nationalsozialismus aussagen. Die Partei regierte bis in den kleinsten Winkel hinein. Die Ortsgruppen-, Kreis- und Gauleiter waren neben den Bürgermeistern, Landräten,

Regierungs- und Oberpräsidenten die eigentlichen Entscheidungsträger. In einigen Fällen übten sie diese Ämter in Personalunion aus. Es galt überall das Führerprinzip. Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungs-, Vereinigungs-, Gewissens-, Glaubensbekenntnisfreiheit waren nicht gewährleistet. Stets wurde ich zu Hause ermahnt, nichts davon in der Schule zu erzählen, was im Hause gesprochen worden war. Dies hätte große Nachteile für meine Großeltern und Eltern gehabt, die keine Nationalsozialisten waren. Auch die Großeltern in Neuliepenfer mit ihren Söhnen und Töchtern gehörten nicht dazu. Ich sollte schon im Frühjahr 1944 zum Jungschardienst kommen, obwohl ich noch nicht zehn Jahre alt war. Meine Mutter und meine Oma veranlassten mich, beim Fähnleinführer darauf hinzuweisen, dass ich noch nicht zehn Jahre sei. Dies tat ich auch, und der Fähnleinführer erklärte, dass ich noch nicht zum Jungschardienst erscheinen müsse.

Der offizielle Gruß war »Heil Hitler«. Dabei hatte man die rechte Hand zu erheben. Im dörflichen Bereich wurden weiterhin die alten Tagesgrüße verwandt. Ich hatte immer Probleme zu unterscheiden, welchen Gruß ich jeweils anwenden musste. So hatte ich einmal den Pastor König aus Klaushagen mit »Heil Hitler« begrüßt. Pastor König nahm das nicht übel. Er sag-

te sogar zu meiner Mutter, dass sie mich nicht verkommen lassen solle. Sie möge mich auf eine weiterführende Schule geben, da ich gut lernen könne.

Im Januar 1945 war es vorbei mit dem dörflichen Frieden. Flüchtlingstrecks zogen durch den Ort. Einige Flüchtlinge übernachteten mit ihren Wagen auf unserem Hof. Eine Mutter mit ihrer vierzehnjährigen Tochter blieb sogar eine Woche. Wir wussten, dass wir ebenfalls bald flüchten mussten, nur der Zeitpunkt war uns nicht bekannt. Die Frontlage kannte auch keiner. Die Partei verbot streng, unter Androhung von drakonischen Strafen, eine vorzeitige Flucht vorzunehmen. In der höchsten Not unterrichteten die verantwortlichen Stellen der Partei nicht die Zivilbevölkerung.

Evakuierungspläne nutzten nichts, wenn die Front schon bis an die Haustüre herangekommen war. Die Parteistellen legten ein unverantwortliches und menschenverachtendes Verhalten an den Tag. Das Schicksal der Bevölkerung war ihnen gleichgültig. Sie ließen buchstäblich ihre Maske fallen. Zum Vokabular der Nationalsozialisten gehörte der Begriff Menschenmaterial. Dies gab deutlich zu erkennen, was der Mensch für sie bedeutete, nämlich Material, also ein Vorrat oder Bedarf. Der Schutz der Menschenwürde gehörte nicht zu ihrem Programm.

Die Rote Armee war schon bis Tempelburg, Draheim und in Richtung Klaushagen vorgedrungen, als wir am späten Nachmittag des 03. März 1945 von irgendeiner Stelle den Treckbefehl erhielten. Dieser Befehl kam viel zu spät.

Ab Ende Februar 1945 begann der Angriff der sowjetischen und polnischen Armeen von Süden gegen Hinterpommern. Die pommerische Ostseeküste wurde überall bis zum 18. März 1945 erreicht. Kolberg wurde noch bis zum 18. März verteidigt. Den Flüchtlingstrecks war über Land der Weg nach Westen endgültig abgeschnitten worden. Neustettin wurde schon am 28. Februar 1945 durch die Rote Armee besetzt.

Der Treckwagen musste vorbereitet und beladen werden. Eine vorherige Vorbereitung war ebenfalls verboten worden. Wir fuhren am Abend es 3. März 1945 auf den Hof meines Onkels Hermann Dittberner in Schmidtenthin. Im Laufe des nächsten Tages (4. März) wurde bekannt, dass der Russe schon in Klaushagen war. Wir fuhren am späten Nachmittag dieses Tages wieder auf unseren Hof in Altliepenfier zurück. Kurz darauf kam auch mein Onkel mit Familie dort an. In der Nacht vom 4. zum 5. März 1945 wurde schon Bad Polzin durch die Rote Armee besetzt. Unsere Rückkehr war die richtige Entscheidung gewesen.



Die Besetzung von Altliepenfier war am 5. März 1945. Die unmittelbare Nachbarschaft in Altliepenfier hatte nicht mehr fliehen können und blieb auf ihren Höfen bis zur Vertreibung. Von einer Befreiung konnte keine Rede sein, denn das eine Joch wurde durch das nächste abgelöst.

Die russische Kommandantur setzte zunächst in Altliepenfier einen deutschen und einen russischen Bürgermeister ein. Der deutsche Bürgermeister war ein Bauer, der unbelastet war, und der russische Bürgermeister war ein ehemaliger Kriegsgefangener des Ersten Weltkrieges, der eine deutsche Frau geheiratet hatte.

Es wurde der Anschein erweckt, dass eine rudimentäre deutsche Verwaltung entstehen sollte. Das Gegenteil trat ein. Zunächst kam die große Verschleppung aller deut-

scher Männer zwischen 16 und 60 Jahren. Im Juni begann sehr dünn die erste polnische Zuwanderung. Die größten Höfe wurden von Polen besetzt. Bis August waren alle Höfe von Polen requiriert worden. Die verbliebenen Deutschen waren auf ihren Höfen nun Zwangsarbeiter.

Im August erfuhr die deutsche Bevölkerung, dass sie das Land verlassen müsse. Der Traum zum Besseren war ausgeträumt. Es folgte die Zeit der Drangsalierungen durch die Polen mit erheblichen nächtlichen Übergriffen, die auch tagsüber stattfanden (Schläge mit Gewehrkolben, Gummiknüppeln usw.). Der Bauer Jahnke wurde auf seinem Hof erschossen. Zwei weitere Personen sollen ebenfalls verschwunden sein, wie ich aus den Unterlagen des Heimatmuseums des Kreises Neustettin in Futin erfahren konnte. Am 1. Juli 1946 kam unsere Ausweisung durch die polnische Miliz.

Auch wenn wir unser Hab und Gut bis auf ganz wenige Sachen verloren hatten, konnten wir im Westen einen neuen Anfang beginnen und am Wiederaufbau Deutschlands teilnehmen.

Bei diesem Bericht habe ich auch die Erzählungen meine Mutter Martha Venzke, geb. Maaß berücksichtigt.

*Heinz Venzke, Finkenberg 64,
23558 Lübeck
Mai 2007*

Das Hungerlager bei Jasło

Schreib auf, Schreib. Mit gewöhnlicher Tinte
auf einem gewöhnlichen Blatt
man gab ihnen nicht zu essen,
sie starben alle vor Hunger. *Alle? Wie viele?*
Die Wiese ist groß. Wieviel Gras entfiel
auf einen? Schreib auf: Ich weiß nicht.
Die Geschichte rundet die Skelette auf – bis zur Null.
Tausend und einer sind immer noch tausend.
Der eine ist so, als gäbe es ihn nicht:
Fehlgeburt, eine leere Wiege,
ein offenes Abecedaschützenbuch für niemand,
die Luft, die lacht, die schreit und wächst,
Treppen zur Leere, die in den Garten flüht,
niemandes Platz im Glied.

Wir sind auf der Wiese, dort ward das Wort zu Fleisch.
Sie aber ist staum wie ein gekaufter Zeuge.
Im Sonnenlicht: Grün. Dort unweit der Wald
mit der kaubaren Rinde, dem trinkbaren Baumsaft –
die ganze Tagesration der Aussicht,
solange man nicht erblindet. Oben ein Vogel,
der über der Mund als ein Schatten
von nahrhaften Flügeln vorbeiflog.
Die Kiefern klafften, Zahn schlug auf Zahn.
Nachts blinkte am Himmel die Sichel
und erntete für das erträumte Brot.
Hände aus rußgeschwärzten Ikonen kamen geflogen,
mit leeren Kelchen in Fingern.
Auf dem Rost aus Stacheldraht
winkte ein Mensch.
Man sang, den Mund voll Erde. *Ein schönes Lied*
davon, dass der Krieg aus Hört in der Munde trägt.
Schreib auf, wie still es hier ist.
Ja.

WISLAWA SZYMBORSKA, 1962

Jasło ist eine Stadt in Polen in der Woiwodschaft Karpatenwojewództwo. Die erste urkundliche Erwähnung der Stadt stammt aus dem Jahr 1188. Vor dem Ausbruch des 2. Weltkrieges lebten in der Stadt 12 000 Einwohner, darunter 3 000 Juden. Am 8. September 1939 wurde Jasło durch die Wehrmacht besetzt. 1941 wurde in der Nähe ein Stalag für sowjetische Kriegsgefangene eingerichtet, später wurden hier auch Polen und Juden gefangen gehalten. In dem Lager starben bis 1944 etwa 7 000 Menschen. WIKIPEDIA 2008

Fluchtbericht von Mechthild von Bonin

für ihre Kinder Jochen, Eckardt und Gerd-Jürgen Weihnachten 1954

*Hab's ertragen,
Nicht weil ich fest und stark bin. – Weil ich musste.
Das Müssen tut's. Das Müssen und die Sehnsucht
Nach einem Leben, das wieder schön sein wird,
Nachher, verstehst Du? Irgendwann, wer weiß ...*

B. V. HEISELER, »PHILOKTET«

Alljährlich im Februar, wenn sich der Himmel gegen abend bläulich-violett färbt, gehen meine Gedanken besonders stark zurück in die Vergangenheit – in jene Zeit vor nun bald zehn Jahren, als wir unsere Flucht antreten mussten. Im Geiste sehe ich uns dann Schritt für Schritt über die endlosen Straßen Hinterpommerns ziehen und höre noch das Klappern der Hufe und das Knirschen der Geschirre.

Immer schon drängte es mich, meine Erlebnisse aufzuschreiben, aber bis heute verschob ich es, weil ich glaubte, noch nicht genügend Abstand gewonnen zu haben. Jedoch aus Furcht, die lebhaften Bilder könnten im Laufe der Zeit verblassen, fühle ich mich irgendwie verpflichtet, sie nunmehr festzuhalten.

Wenn auch viele Millionen Menschen in den schweren Wintermonaten 1944 – 1945 während ihrer Flucht aus dem Osten unseres Va-

terlandes Gleiches oder Schwereres auf den vereisten Landstraßen oder in überfüllten Flüchtlingszügen erlebten und wenn dieses Erleben gewiss schon in zahlreichen Büchern und Briefen festgehalten worden ist, so möchte ich doch für Euch, meine drei Jungen, Jochen, Eckardt und Gerd-Jürgen von Bonin, meine ganz persönlichen Eindrücke und Erlebnisse beim Verlassen unserer geliebten Heimat Vangerow, Kreis Neustettin, aufzeichnen.

Weihnachten 1944! Wie in jedem Jahr war die engste Familie bei uns in Vangerow versammelt, wie alljährlich erstrahlte eine riesige Fichte im Lichterglanz – wenn auch nicht mehr wie sonst in unserer großen, schönen Halle, deren hohe Fenster wir nicht genügend gegen die Fliegergefahr abdunkeln konnten. Aber auch die Feiertage konnten unsere gedrückte Stimmung nicht heben. Die Nachrichten von der Front klangen beängstigend,

und meine Schwester, Barbara von Lengerke, die mit ihren vier Kindern vom Forsthaus Klausagen, Kreis Neustettin, gekommen war, ging in tiefer Trauer. Im September 1944 war ihr Mann an der Ostfront gefallen. Nun taufte wir unter dem brennenden Baum ihr jüngstes Kind Klaus, das noch nach dem Heldentod des Vaters geboren wurde.

Unser Trost in dieser sorgenvollen Stimmung war, dass wir alle in unserem wunderschönen Haus zusammen sein konnten, umgeben von aller äußeren Behaglichkeit.

Wir ahnten noch nicht, was uns schon so nahe bevorstand. Selbst höhere Offiziere vom Truppenübungsplatz Groß Born, die uns häufig besuchten und auch Weihnachten noch bei uns waren, glaubten zu diesem Zeitpunkt noch, dass die Ostfront halten werde. Sie warteten stündlich auf das Eintreffen ganz besonderer neuer Waffen, vor allen aber auch darauf, dass endlich eine Panzerarmee zur Verstärkung eintraf – von der viel gesprochen wurde, über die aber niemand Genaueres wusste. Statt uns auf die bevorstehende Katastrophe vorzubereiten – an die sie offenbar selbst noch nicht glaubten – versuchten sie, unsere Befürchtungen zu zerstreuen.

Und dabei strömten schon auf den Hauptverkehrsstraßen unübersehbare Ketten von Treckwagen, Autos, Rädern, Kinder- und

Handwagen durch das pommerische Land. Der ganze Osten war unterwegs. Auch wir hatten das Haus voller Flüchtlinge, aber da wir abseits der großen Straße lagen, wurde Vangerow nicht so stark von den Treckzügen berührt.

Anfang Januar 1945 wurde ich grippekrank, und als ich im Bett lag – das Schlafzimmer lag nach Osten hinaus mit einer wunderbaren Fernsicht – hörte ich ein merkwürdiges Grollen. Sollte das etwa



die Front sein? Schon der 15. Januar brachte die Antwort: In hellster Aufregung riefen unsere Verwandten von Hertzberg – Babylon an, es wäre Treckbefehl für den östlichen und südlichen Teil des Kreises gegeben worden. Diese Nachricht

schlug wie eine Bombe ein! Wir waren vor Entsetzen geradezu gelähmt. Ich sprang aus meinem Bett, stürzte hinunter zu unserem Dienerehepaar in die Küche, und noch heute habe ich den gellenden Aufschrei meiner Olga in den Ohren, die fast von Sinnen geriet.

Fieberhaft und völlig planlos rissen wir die nötigsten – bzw. unnötigsten – Dinge aus den Schüben und stopften sie in irrsinniger Hast in die Koffer. Ich erlahmte bald, und so besorgte das mein kleines neun-jähriges »Goldchen« (Gerd-Jürgen) für mich. Kein Mensch sonst konnte mir helfen, da jeder ja mit seinen eigenen Sachen beschäftigt war.

Heute ist es mir unverständlich, dass wir zuvor so gar nicht an die

Möglichkeit einer Flucht gedacht hatten.

In der Nacht zum 12. Januar 1945 hatte die russische Offensive am Baranow-Brückenkopf an der Weichsel südlich von Warschau begonnen, und einen Tag später brach auch der Sturm gegen die dünnbesetzten deutschen Stellungen in Ostpreußen los. Eine dritte sowjetische Angriffsspitze trat nördlich von Warschau in dichtem Schnee an.

Aber die Behörden in Neustettin schwiegen. Sie waren telefonisch gar nicht zu erreichen. Jeder war sich völlig selbst überlassen. Nur mit unserem Nachbarn und Verwandten von Hertzberg – Lottin konnten wir uns, da wir Selbstan-

Schloss in Vangerow



schluss hatten, dauernd telefonisch verständigen. Mein Vetter, Rüdiger von Hertzberg, war immer noch Optimist. Auch jetzt glaubte er, es sei eine übertriebene

Vorsichtsmaßnahme der Kreisverwaltung. Wir hörten dauernd Rundfunknachrichten, aber da unsere Wehrmachtsberichte nicht der Wahrheit entsprachen und wir den englischen Sender wegen der vielen fremden Menschen im Haus nicht anzustellen wagten, weil man uns sonst ins Konzentrationslager gebracht hätte, waren wir bis zuletzt völlig falsch orientiert. Erst später erfuhren wir, dass der Russe schon vor diesem 15. Januar die nächste Stadt – nur sieben Kilometer entfernt – besetzt hatte, ohne dass wir es bemerkt hatten.

Auch dieser furchtbare Tag der Aufregungen und Panik ging vorüber, ohne dass uns der Befehl zum Losziehen gegeben wurde, den wir stündlich erwarteten.

Ich stand im Dämmern am Fenster und sah nach Osten: »Herrgott, es kann doch nicht möglich sein!« Sollte sich jetzt noch meine Vorahnung – das Bild des zerschossenen Hauses – verwirklichen,

die ich als Braut hatte, als Euer Vater, mein dama-

liger Verlobter, mich das erste Mal durch seinen Park führte, und wir uns an der zauberhaften Lage des Schlosses erfreuten? Gerade unsere Generation sollte erleben müssen, dass jahrhundertalter Besitz in Schutt und Asche sank, man von Haus und Hof getrieben wurde?!

Mein Bruder Hanning (Hans Christoph von Raven), der seit dem Tode Eures Vaters Vangerow bewirtschaftete – er hatte sich im



Kirche in Vangerow

Felde ein schweres Leiden zugezogen und war nicht mehr kriegsdienstfähig – und mit seiner Frau Gabriele, geb. Freiin von Wittgenstein, und zwei kleinen Kindern in dem hübschen alten Herrenhaus auf dem Hofe wohnte, war ebenso fassungslos vor Schreck wie ich. Vor allen Dingen wussten wir nicht – und woher sollten wir es auch erfahren! – wann der Zeitpunkt unseres Weggehens gekommen sein würde. Würden es Stunden, Tage, Wochen sein? Würden wir noch Zeit finden, etwas vorzubereiten, die Wagen aufs Dorf und uns zu verteilen und fertig zu machen? Oder mussten wir noch heute bei eisiger Kälte, in der nächsten Stunde vielleicht, aus unserem warmen Haus in offenen Wagen auf die Landstraße?

Ich ließ Jochen und Eckardt, die in Neustettin in Pension waren, noch am gleichen Tage holen und telefonierte mit meiner Schwiegermutter dort. Sie konnte sich aber nicht entschließen, zu uns zu kommen.

Volkssturm trat unangenehm auf und machte sich in unserem Hause breit. Er hatte die Aufgabe, die Küddow-Brücken im letzten Augenblick zu sprengen, was er nachher natürlich nicht tat! Immer wieder führten wir ergebnislose Telefongespräche mit unseren Nachbarn Schendel – Steinburg und den Verwandten Hertzberg – Lottin und Bonin – Wulfflatzke

und sanken dann in unseren Kleidern erschöpft auf unsere Betten.

Am folgenden Tage kam der Artillerie-Oberst Beck aus Groß Born zu uns und beruhigte uns etwas. Nach seiner Ansicht hatten wir zwar noch einige Tage Zeit, aber auch er sah die Lage für uns jetzt als hoffnungslos an. So pack-

Kuhstall, Hofseite, Juni 2002



ten wir unsere Koffer wieder aus und fingen an, erst einmal darüber nachzudenken, was vor allen Dingen mitgenommen werden musste. Nach Hannings Rat nur das Lebensnotwendigste: Betten, Mäntel und Nahrungsmittel, und

in allererster Linie Futterkorn für die Pferde. Silber, Leinen, Radios usw. mussten zurückbleiben, da wir ja bei über 300 Personen, die zu transportieren waren, kaum Platz für Sachen haben würden. Gerade in den letzten Tagen hatte uns die Wehrmacht noch mehrere Pferde genommen.

ungleich beweglicher sein würden.

Nun wurden die Wagen hergerichtet. Unermüdlich arbeitete unser guter Stellmachermeister Radtke, diese möglichst praktisch zurecht zu zimmern. Für die Kinder des Dorfes baute er über einem Gummiwagen ein großes Verdeck aus dünnem Holz und brachte so-



Unsere Leute im Dorf wurden gefragt, ob sie auch wirklich mit uns wollten, wenn es soweit wäre. Sie waren einstimmig dafür. Auch nicht einer wollte zurückbleiben. Sie sollten keineswegs gezwungen werden, zumal wir ohne sie

gar ein eisernes Öfchen hinein mit einem Abzug nach draußen. Er sah aus wie eine große Kiste auf Rädern, sollte sich aber unterwegs sehr bewähren.

Fürs Schloss mit allen Einwohnern und noch zwei Flüchtlingen

wurden zwei Gummiwagen bestimmt. Im ersten Wagen, über dem statt einer Plane unsere Teppiche lagen, sollten 14 Personen auf Koffern und Betten sitzen. Der zweite Wagen war für das Gepäck bestimmt. Landauer und Coupé wurden nicht mitgenommen, nur unser Auto und einer unserer schönen neuen Holzgastrecker. Die restlichen Wagen wurden dem Dorf zur Verfügung gestellt und ebenso vom Stellmacher hergerichtet. Alles im Dorf packte fieberhaft, die Feldarbeit ruhte, bis auf etwas Dung fahren.

Telefonisch nahm ich Abschied von meiner Nachbarin, Frau Schendel – Steinburg, und von Tante Klärchen – Wulfflatzke, die schwer erkrankt mit ihrer Tochter Christine und dem Baby abfahren mussten.

Züge verkehrten nur noch unregelmäßig von Lottin. Erschütternde Berichte über das Elend ihrer hineingepferchten Insassen drangen zu uns. Auch unsere Flüchtlinge aus dem Haus und die Försterfamilie mit kleinen Kindern wurden noch an einen Zug gebracht. Es war der letzte, der von Lottin abging. Wie wir später hörten, haben sich in diesem Zug, der sehr bald auf ein totes Gleis geschoben wurde, Schreckensszenen abgespielt. Auch mein Bruder brachte seine Frau Gabriele mit den kleinen Kindern noch an einen Zug in Neustettin. Völlig gebrochen kam er zurück,

nachdem er seine kleine Familie in einen überfüllten Flüchtlingszug gepresst hatte. Ich sehe ihn noch am Fußende meines Bettes sitzen. »Es ist ganz ausgeschlossen, dass wir noch herauskommen«, murmelte er. »Ich werde sie nicht wiedersehen, meine süße, kleine Uschi, sie ist noch so klein!«

Nun legte sich auch noch meine Mutter mit einer schweren Grippe ins Bett. Ich nahm sie zu mir in mein Schlafzimmer herunter, damit wir in diesen aufregenden und furchtbaren Tagen wenigstens zusammenliegen konnten. Nicht ausdenken, wenn wir jetzt losziehen müssten! Bei 20 Grad Kälte!

Alle Augenblicke sah ich angstvoll durch das Fenster nach Osten, wo man den Kanonendonner stündlich näher kommen hörte.

Dass von Lottin keine Züge mehr abfahren, war ein Zustand, der uns zusätzlich bedrückte. Ich überlegte, angstgepeinigt, wie ich wenigstens Jochen noch nach dem Westen schicken könnte.

Gabriele hatte ich nicht auch noch mit ihm belasten wollen. Wir waren ganz auf unsere Pferde angewiesen, von denen uns die Wehrmacht nochmals vier wegnahm, so dass der Platz für Menschen und Gepäck noch mehr zusammenschrumpfte. Wie sollten wir nun all die Vielen transportieren!

Wir buken in großen Mengen Brot. Stündlich telefonierte wir auch weiterhin mit den Lottinern,



KREIS NEUSTETTINGER TREFFEN



25. bis 27. September 2009

EUTIN

Schloßterrassen

**Heimattreffen
für die Stadt und den Kreis Neustettin
vom 25. bis 27. September 2009
in den Schloßterrassen in Eutin**

Freitag, den 25. 9. 2009

Anreise, Treffen in den Schloßterrassen

Ab 15 Uhr ist das Heimatmuseum des Kreises Neustettin,
Schloßstraße 1, geöffnet;
(Öffnungszeiten an den übrigen Tagen bitte dem Aushang dort
entnehmen)

Sonnabend, den 26. 9. 2009

- 8.30 Uhr Totenehrung
am Neustettiner Gedenkstein
neben dem Heimatmuseum
- 9.00 Uhr Einlaß in den Saal der Schloßterrassen
Begegnung der Teilnehmer in persönlichen Gesprächen
- 10.00 Uhr Begrüßung durch den Vorsitzenden des HKA,
Dr. Siegfried Raddatz
In einem Nebenraum werden Fotos aus der alten Heimat
gezeigt werden.

Mittagspause

- 15.00 Uhr Musikalische Umrahmung
durch die Jugendband des TSV Fissau,
Leiter: Philipp Schmidt
Begrüßung der geladenen Gäste der Stadt Eutin
und des Kreises Ostholstein

Grußworte:

Kreispräsident des Kreises Ostholstein,
Herr Joachim Wegener

Bürgermeister der Stadt Eutin, Herr Klaus-Dieter Schulz
Ansprache des IIKA-Vorsitzenden, Dr. Siegfried Raddatz
Pommernlied

Kaffeetrinken

17.00 Uhr Akkordeon- Gruppe der Eutiner Musikschule

Sonntag, den 27. September 2009

- 9.30 Uhr Öffnung des Restaurants der Schloßterrassen
10.30 Uhr Evangelischer Gottesdienst
in der Stadtkirche St. Michaelis, Michaelisfest,
Pfarrerin Frau Löffelmacher
11.00 Uhr Heilige Messe in der Kath. Kirche, Plöner Straße 44,
Pfarrer Herr Hülsmann
12.30 Uhr Schluß der Veranstaltung

*Wir wünschen Ihnen und uns ein frohes Heimattreffen
und erwarten Sie in großer Zahl in unseren traditionellen Räumen
der Schloßterrassen zu Eutin.*

Ich wünsche Ihnen eine gute Anfahrt!

**DER HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN,
Dr. Siegfried Raddatz**


**Zimmervermittlung:
Kur & Touristik Eutin GmbH, Tel. 0 45 21-70 97-0**

Pommernlied

1. Wenn in stiller Stunde Träume mich umwehn,
bringen frohe Kunde Geister ungesehn,
reden von dem Lande meiner Heimat mir,
hellem Meeresstrande, düstern Waldrevier.
2. Weiße Segel fliegen auf der blauen See,
weiße Möwen wiegen sich in blauer Höh,
blaue Wälder krönen weißer Dünen Sand:
Pommernland, mein Sehnen ist dir zugewandt!
3. Aus der Ferne wendet sich zu dir mein Sinn,
aus der Ferne sendet trauten Gruß er hin;
traget, laue Winde, meinen Gruß und Sang,
wehet leis und linde treuer Liebe Klang.
4. Bist ja doch das eine auf der ganzen Welt,
bist ja mein, ich deine, treu dir zugesellt;
kannst ja doch von allen, die ich je gesehn,
mir allein gefallen, Pommernland, so schön.
5. Jetzt bin ich im Wandern, bin bald hier, bald dort,
doch aus allem andern treibt's mich immer fort;
bis in dir ich wieder finde meine Ruh,
send ich meine Lieder dir, o Heimat, zu!

Text: Adolf Pompe, 1852

Melodie: Karl Gross, 1818



JANUAR 1945

Vom Feind vertrieben, von der Angst gehetzt,
durch Schneegestöber, auf vereisten Wegen,
einst Warmbehaute, Heimatlose jetzt,
so zieht der Treck dem leeren Nichts entgegen.

Die Pferde dampfen. Menschen stampfen müd,
so müde neben hochbepackten, schweren,
knarrenden Karren. Rot am Himmel glüht
der Widerschein von Bränden. Und mit leeren,
glanzlosen Augen starren sie zurück.
Dort brennt die Heimat, die Sie barg und wiegte,
brennt ihre Habe. Dort vergeht ihr Glück.
Sie ziehen weiter, von der Not Besiegle.

HELMUT ASSMANN

Ausfahrt aus Vangerow, links nach Puckow, rechts nach Steinberg, Lottin, April 1945

die ebenfalls mit der Fertigstellung ihres Trecks beschäftigt waren. Unser Diener Erich grub unser wertvollstes Porzellan und Leinenzeug im Hühnerstall ein, mein Bruder mit Jochen unser ganzes Silber in der Schlucht am Walde bei hellem Mondenschein.

Der Schnee lag hoch. Es war eine eisige Kälte, und aus der Ferne hörte man das näherkommende Grollen der Geschütze. Das war die Beschießung von Bromberg. Am 23. Januar 1945 begann der Kampf um diese Stadt, und sechs Tage später waren die Russen schon

bis in den Oder-Warthe-Bogen vor Küstrin mit ihren Panzern vorgezogen. Der Hauptstoß sollte – an uns vorbei – Berlin gelten. Wir waren also auch nach Süden schon abgeschlossen, als wir noch in Vangerow saßen.

Noch in diesen Tagen beschlagnahmte die Partei unser Haus für Flüchtlinge, während der Volkssturm ungefragt Vieh abschlachte und gute Tage lebte. Wir durften damals noch unter keinen Umständen trecken, obwohl es für uns zu diesem Zeitpunkt viel günstiger gewesen wäre. Das Landratsamt

konnte uns keine Auskunft und keinen Rat geben; die Beamten tappten selbst völlig im Dunkeln und wagten nicht, von sich aus Anordnungen zu treffen.

Angstvoll saß ich am Radio oder sprach mit Lottin. Im übrigen aber wickelte sich der Haushalt automatisch ab wie in normalen Tagen: es wurde gekocht, gegessen, gebohrt. Und dabei musste ja jeden Moment der Treckbefehl gegeben werden. Er kam nie! Statt dessen erschien am 29. Januar ein Pionierkommando, ein Hauptmann mit 16 Mann, um unsere drei Brücken über die Küddow zu bewachen. Der freundliche Offizier gab uns den Rat loszuziehen – aber wir zögerten immer noch!

Der furchtbare 30. Januar stieg herauf. Ich stand morgens im schönen, durchwärmten Wintergarten und sah wie immer nach Osten. Der Blick von oben – unser Haus lag ja auf einem Hügel – über die schneebedeckten Rasenflächen des Parks und die bewaldeten Schluchten unseres Forsts hinweg war zauberhaft schön. Da sah ich in der Ferne und auch aus dem Walde überall Rauchwolken aufsteigen, und voller Beunruhigung rief ich Hanning herbei, der das auch sorgenvoll betrachtete. Sogar auf dem Gut Breitenfelde, uns gegenüber auf einer Anhöhe, – das wunderschöne Küddowtal lag zwischen uns – stiegen Rauchwolken auf. Kanonendonner war eigentlich nur

aus der Ferne zu hören. Das Landratsamt schwieg wie immer, und kein Befehl erreichte uns.

Irgendwie aber war doch die Schreckensnachricht zu uns gedrungen, dass der Feind in Landeck, fünf Kilometer von uns entfernt, schon um die Küddowbrücke kämpfte. Trotzdem saßen wir noch am Esstisch und versuchten, einige Bissen hinunterzuwürgen. Der gute Erich servierte wie alle Tage!

Aufgeregt und kopflos ging man durch die Räume, ergriff diesen und jenen kleinen Gegenstand, um ihn noch mitzunehmen, legte ihn wieder aus der Hand.

Mutti stand auf, noch sehr elend von ihrer Grippe. Würde sie den kommenden, ungeheuren Anstrengungen gewachsen sein?

Wir ließen unsere Koffer an die Wagen bringen und auf die Scheune fahren, und auch das Dorf packte in hellster Aufregung. Die Männer und Söhne waren fast alle im Kriege; so hätten notfalls Frauen, Kinder und französische Kriegsgefangene die Wagen fahren müssen. An rüstigen deutschen Männern waren bei uns der Hofmeister Otto Balkow, Stellmachermeister Radtke, Müllermeister Lass, der Monteur Hermann Stach, zwei Schweizer, zwei Brüder Below, Paul Radtke, Fritz Battige, August Schülke, Emil Balkow, der zweite Hofmeister Otto Hammermeister, Fritz Maske, Fritz Schatzschneider, der Diener Erich Raddatz, Willi Gänger, August



*Kurz vor Lottin,
April 2007*

Modehak, der Brennermeister Pergande und Fritz Nimz.

Otto Balkows Vater, der verstorbene Hofmeister Balkow, hatte schon ein halbes Jahrhundert in Boninschen Diensten gestanden und vier Generationen unserer Familie erlebt. Er wird mir in seiner großen Treue, seinem Fleiß, seiner Frömmigkeit und seiner Güte unvergesslich bleiben.

Diese Männer fuhren die Wagen. Unser war dem Diener Erich Raddatz anvertraut.

Ich packte mit meiner Sekretä-

rin, unserem bewährten Fräulein Klein, wichtige Papiere im Büro zusammen. Dann ging ich ein letztes Mal durch unsere schönen Räume. Ein letzter Blick galt den Ahnenbildern an den Wänden, den alten Schränken und Truhen, glitt hinauf zu dem großen Bogen in der Halle, wo zwischen hohen Fenstern ein altes Ravensches Ritterpaar in Lebensgröße aus schwarzen Rahmen herniedersah. Auch sie hatten zu ihrer Zeit Kriege über sich ergehen lassen müssen, aber von ihrer Scholle hatten sie nicht zu weichen

brauchen. Nun blieben die Bilder hier zurück ...

Ich hörte die eiligen Schritte meines Bruders die Hintertreppe hinaufstürmen und eilte ihm entgegen. »Wir werden mit Maschinengewehren beschossen. Ich lasse anspannen. Schnell, schnell auf die Wagen!« Das Herz drohte mir stillzustehen vor Schreck. Da war er, der entsetzliche Augenblick. Die Kinder kamen herbeigestürzt. Wir rissen Pelze, Decken und Mäntel aus den Schränken und Truhen. Aus der Wohnstube plärrte das Radio: »Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai!« Ungeheuerlich in diesem Augenblick. In wenigen Minuten standen wir alle draußen an der Giebelseite des Schlosses und warteten auf die beiden Wagen, die schon im Trab vom Hof in den Park einbogen.

Inzwischen hatte sich im Stall beim Anspannen ein Kampf mit dem Volkssturm entsponnen, der sich mit Gewalt Pferde und Wagen aneignen wollte, um schnellstens das Weite zu suchen. Er hatte aber nicht mit der Wut unserer braven Männer gerechnet, die mit Mistgabeln, voran Hanning mit entschärfter Pistole, auf den Volkssturm einschlugen. Das war alles das Werk weniger Minuten, und auch alle Dorfbewohner – Frauen, Kinder, Alte und eine Sterbende – waren im Nu auf ihren Wagen. Wir kletterten auf einer kleinen Leiter, die hinten

herunterhing, auf unseren Wagen. Eng nebeneinandergedrückt hockten wir auf den Koffern, auf denen unsere Betten lagen. Jochen und Eckardt saßen vorne, ebenfalls auf einem Berg von Koffern und Betten. Es war vier Uhr nachmittags und schon fast dunkel. Und tiefer Schnee und eisige Kälte!

Das Schloss lag hell erleuchtet im Schnee da, als wenn wir zur Jagd geladen hätten. War alles nur ein böser Traum, und würden wir gleich wieder die Rampe emporfahren und Erich würde auf der Treppe stehen und uns in Empfang nehmen? Ich war wie versteinert.

Die Pferde zogen an, eine Kette riss, aber der Schaden war zum Glück bald behoben, und so fuhren wir im Schritt aus dem Park heraus, vorbei am hell erleuchteten Kuhstall, in dem die Kühe mit den Ketten klirrten und aufs abendliche Melken warteten, vorüber an den langen Scheunen, vorüber ...

Das Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken an das arme Vieh, das bis dahin gepflegt und wohl genährt im Stall stand – was würde aus ihm werden?! Nicht einmal die Ketten hatten wir mehr lösen können! *wird fortgesetzt*

Vangerow, poln. *Węgorzewo Szczecińskie*, Steinburg, *Skoki*, Lotün, *Lotyni*, Babylon, *Babi Dwór*, WulfMatzke, *Wilcze Łaski*, Groß Born, *Barne Sulinowo*, Klausshagen, *Kluczewo*, Breitenfelde, *Sierpowo*. Landeck, *Lędyzeczek*, Küddow, *Gwda*. Bromberg, *Bydgoszcz*, Küstrin, *Kostrzyn nad Odra*

Sehr geehrter Dr. Siegfried Raddatz!

Heute komme ich endlich dazu, mich zu bedanken. Sie haben mir gratuliert zum 85. Geburtstag. Da sage ich vielen herzlichen Dank. Das Büchlein von Neustettin – ich war so überwältigt. Erstmals für die Kirche in Neustettin. Da war ich dabei, wie wir von einer jüdischen Leichenhalle eine deutsche Kirche gemacht haben. Ich war 1995 noch einmal mit meinem Bruder und der Schwägerin dort. Wir haben solange gesucht, bis wir die gefunden haben. War deutsch geschrieben. War aber eingezäunt. Eine Frau erzählte uns, dass die manchmal geöffnet und dass da auch mal Kirche gehalten wird. Und nun habe ich die noch größer. Viel Arbeit steckt da drin. Und der Herr Zech hat die Kirche gehalten. Herr Zech, es war kein richtiger Pfarrer, aber für uns war er unser Pfarrer. Manch einer sagte, er war ein Schneider, der für die Deutschen genäht hat. Aber ich freue mich, dass ich jetzt das Büchlein habe.

Geboren bin ich in Villnow, Kreis Neustettin. Das gehörte zu Naseband. Da waren noch paar Dörfer, die alle zu Naseband gehörten. Villnow wurde 1935 versiedelt. Da mussten die Bauern von Krangen alle nach



Villnow, weil Krangen geräumt werden sollte für Soldaten (Groß Born). Aber wir zogen dann nach Balfanz. Es war Rittergut, und das wurde von Gräfin und Graf von Rittberg bewirtschaftet. Wir konnten dann gleich ins neue Haus ziehen. Und Balfanz war für uns ein schönes Dorf. Dicht der Wald. Nur der Krieg hat uns schwere Zeiten aufgebürdet. Mein ältester Bruder hatte seinen Arbeitsdienst hinter sich, und da fing der Krieg an. Der ist 1943 am 15. März in Rußland gefallen. Ja, und dann kam 1945. Da war ich 22 Jahre und bei der Feuerwehr. Am 28. Februar mussten wir nach Villnow zum Löschen. Aber die Flugzeuge über uns. Da waren dann die Letten. Die haben uns ausgelacht. Die holten auch kein Pferd aus den Ställen. Und wir sind wieder nach Balfanz zurückgefahren. Und abends ging es auf die Flucht. Die Männer – so wie mein Vater – die sind dann den anderen Tag noch zurück. Aber wir haben keinen mehr gesehen. Die ganzen Männer, die wir noch hatten, die haben die Polen und Russen nach Charkow in der Ukraine vertrieben. Da sind viele verhungert. Auch mein Vater 1945 im September.

Wir waren geflüchtet 10 Tage. Da hat uns der Russe zurückgeschickt. Nun ging die Arbeit von vorne los. Und da war ein Ukrainer, der musste das große Gut versorgen. Frau Gräfin ist dann nach Polzin und weiter. Der Graf ist 1944 verstorben. Nun, der das Gut dann verwaltet hat, der hat für die Arbeiter immer Jungvieh schlachten lassen – nur wer arbeitet. Aber bei uns ging es ja. Mutter blieb zu Hause, aber wir waren drei Mädchen. Mein jüngster Bruder erst acht Jahre. Bis 1946 räumte der Russe Balfanz auf. Der nahm die besten Arbeiter mit auf ein sehr kleines Dorf, Neu-Valm Gut. So was hat die Welt noch nicht gesehen. Alles kaputt, und wir hatten auch nichts. Alles will ich nicht erzählen. Da sind wir dann weiter. Nur Arbeit. Und wer nicht arbeitet, bekommt keine Produkte. Aber da waren dann Frau Pest und Frau Krüger, da haben wir dann angefangen zu singen, dann in Neustettin die Kirche aufgebaut. Die Jugendlichen wurden auch konfirmiert. Da bekamen wir auch Zlotys fürs Arbeiten. Ich war fünf Jahre im Kuhstall. Aber unsere Kuh hatten wir noch immer. Nur die kleinen Kinder bekamen nichts. Die konnten dann auch ausreisen. 1955 kam dann der Pole. Wir waren bis Juli 1957 da. Wir hatten dort keine Rechte. Der Pole hielt Einzug. Wir waren dann hier in drei Lagern. Ich habe 1958 geheiratet. Mein Mann war vier Jahre im Krieg und sieben Jahre in Sibirien. Der ist hier am 26. März 1993 verstorben.

Von meinen Geschwistern lebt mein jüngster Bruder, 14 Jahre jünger als ich. Und ich bin die Älteste. Der älteste Bruder ist gefallen 1943, und

beide Schwestern sind schon gestorben. Heute lebe ich hier im Altenwohnheim. Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Bad und Kammer und Keller. Viele haben schon eine Putzhilfe. Aber ich danke dem Herrgott jeden Tag, dass er mir noch Gesundheit schenkt. Und so mache ich meine Arbeit alles was anfällt alleine. Nur das verstehe ich nicht. Meine Jahre unter den Russen und Polen sind alles Ersatzzeiten. Da habe ich eine niedrige Witwenrente. Ich sage, das Leben ist hart. Meine Mutter ist hier am 4. Dezember 1961 verstorben. War auch zu jung zum Sterben.

Dann hat mein Bruder gebaut. Der hat auch ein Pommernmädchen, haben zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Die Frau ist 2007 am 14. August an Leberkrebs gestorben. Die Tochter ist verheiratet, hat auch zwei Kinder. Der Sohn wohnt beim Vater, ist auch verheiratet, zwei Mädchen. So verläuft das Leben.

Wir haben keine Kinder, wir waren zu alt. Meine paar Jahre gehen auch zu Ende. Ich danke dem Herrgott jeden Tag, dass ich noch gesund bin. Denn meine beiden Schwestern sind alle beide an Krebs gestorben. Ich bin so zufrieden, dass ich so gesund geblieben bin.

Ich habe hier eine gute Nachbarin, wir sind oft zusammen. Frau Bigert und ihr Mann sind sehr nette Leute. Die fahren wieder zum Pommern-



BALFANZ bei Gr. Krössin, Kreis Neustettin

treffen. Sie sagt, von Balfanz hört man gar nichts. Es ist so, von meinem Alter sind die meisten tot. Wo ich noch telefoniere, das ist Berta Bärwald und Ilse Böhmke. Die sind noch älter als ich, die sind schon 88 Jahre.

Nun will ich mit den besten Grüßen meinen Brief beenden. Und grüßen Sie alle, die in der Heimat gelebt haben. Frau Bigert hat mit Frau Wölk und Tochter gesprochen. Und Ihnen danke ich für das schöne Büchlein, was ich oft lese. Heimat bleibt Heimat. Und wo wir auch sind. Das ist unser schönes Pommerland und bleibt es.

Ihnen wünsche ich noch viele gesunde Jahre.

Es grüßt Gerda Wachholz, geb. Abraham,

Im Reis 49, 65428 Rüsselsheim.

Evangelische Kirchengemeinde in Szczecinek/Neustettin

In der Kapelle am Wasserturm (ul. Wodociągowa) findet an jedem

4. Sonntag im Monat um 11.15 Uhr ein

Gottesdienst in deutscher Sprache statt.

Jeder Besucher der alten Heimat ist dazu herzlich eingeladen.

Aufruf von Frau Ingrid Saenger, Vors. des Pommernkonvents:

In Neustettin wollen wir der Gemeinde helfen, Schäden von Diebstahl und Vandalismus finanziell zu tragen. In diesem Sommer wurde ein beträchtlicher Teil des Kupferdaches der Kirche gestohlen. Außerdem wurden noch weitere Zerstörungen, z. B. am Kreuz über der Eingangstür, festgestellt. Leider zahlt keine Versicherung dafür, so dass wir um Hilfe gebeten wurden.

Rackow

*Nachwort zu den Berichten in den vorigen Ausgaben
von »Mein Neustettiner Land« 1-2008 und 2-2008*

Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht ist in Polen von Deutschen an Polen nicht nur schreckliches Unrecht geschehen; vieles war oder grenzte an Völkermord. In der polnischen Bevölkerung haben sich in dieser Zeit Zorn und Haß gegen alles Deutsche angesammelt und mögen auch zuvor schon vorhanden gewesen sein.

Schreckliches geschah auch nach dem Einzug der sowjetischen Armee in Hinterpommern und in Rackow von Polen an Deutschen. Deutsche wurden aus ihrer Heimat vertrieben, wie Vieh stehend in Güterwagen verfrachtet, beim Halten des Zuges wurde mit vorgehaltener Waffe geplündert und geschlagen, am Ende blieben Tote im Waggon zurück. Die damalige polnische, kommunistische Regierung hatte sich die nationale Empörung vieler Polen über die Untaten von Deutschen unter der Naziherrschaft in Polen politisch zunutze gemacht oder gar geschürt. Auch dies war oder grenzte an Völkermord.

Die 1945 und danach vertriebenen Deutschen waren eben nicht die Täter in Polen und waren schon deshalb nicht zu bestrafen. Es gilt außerdem: **Mord kann und darf nicht mit Mord gesühnt werden** und schon gar nicht an Unschuld-

gen. Und es muss gesagt werden, dass es damals auch Polen gegeben hat, die Deutsche freundlich und hilfsbereit behandelt haben.

Das heißt aber: Die polnischen Täter der Vertreibung der Deutschen 1945 und in einigen Jahren danach aus ihrer Heimat gibt es nicht mehr. Die jetzigen Bewohner Rakowos sind es bestimmt nicht, wie auch immer heute ihre Haltung zu den damaligen Vorgängen sein mag.

Aber Polen müssen selbst mit ihrer Geschichte ehrlich umgehen. Ich weiß und bin überzeugt, dass es genügend aufrechte Polen gibt, die auch die Schattenseiten ihrer Geschichte erkennen und aushalten. Politikern fällt das gewöhnlich viel schwerer. Jedes Volk muss mit den guten und den weniger rühmlichen Seiten seiner Geschichte leben und sich dazu bekennen.

Und deshalb steht zu Recht auf dem Stein am Rackower Friedhof:

»Wir vergeben und bitten um Vergebung.«

Das Gleiche haben auch polnische Bischöfe bekannt.

*Joachim Neumann,
Wulfsen, früher Rackow*

Harry O.

Mein Neustettiner Land brachte im Heft 1 August 2008 den Bericht NS-Zeit in Rackow. Dieser Artikel macht mir Mut, auch eine Begebenheit aus meiner Kindheit mitzuteilen. Vielleicht gibt es in meinem Fall auch noch Leute von damals, die sich erinnern können?

Inzwischen bin ich 81 Jahre alt, in Mossin geboren, und in Klausshagen habe ich eine glückliche Kindheit verlebt. In dieser Zeit gab es aber auch Abschnitte, die immer einmal wieder ins Gedächtnis zurückkehren, und die mir damals zu schaffen machten.

In Klausshagen besuchte ich die zweiklassige Volksschule, und einer der Klassenkameraden war Harry O. Er war ein netter Junge mit schwarzen Haaren und ganz dunklen Augen – so habe ich ihn heute in Erinnerung. Er durfte niemals am Religionsunterricht teilnehmen, was mir unverständlich war. Meine Mutter hat mir das erklärt. Die Familie O. hatte einen anderen Glauben. Sie waren Juden. Das leuchtete mir ein. Die Familie O. besaß in unserem Dorf ein Lebensmittelgeschäft. Meine Eltern waren mit der Familie befreundet.

Mein Vater hatte in Klausshagen ein Fuhrgeschäft, welches aus I.KW und PKW bestand. Mit den Wagen verdiente er für unsere Familie den Unterhalt auf verschiedene Weise.

Er fuhr z.B. die Milch der Bauern zur Molkerei nach Bärwalde. Er fuhr für die Familie O., wenn sie es wünschten. Er machte mit dem Lastwagen kleine Umzüge und fuhr auch Menschen von einem Ort zum anderen, weil in der Zeit an verschiedenen Orten Versammlungen waren, die auch von verschiedenen Menschen besucht wurden. Diese Fahrten in die umliegenden Dörfer mochte meine Mutter nicht so gerne, weil es auch manchmal zu Schlägereien kam, von denen mein Vater glaubte, er habe damit nichts zu tun. Und so war es auch. Für ihn gab es keine Unterschiede in Bezug auf die Arbeit, er machte sie für alle! Einmal erinnere ich ein Gespräch, das ich nicht richtig verstand, nur soviel, dass meine Mutter sagte: »Ich wähle doch keinen, der schon im Gefängnis gesessen hat.«

Nun aber zu der für mich guten Sache (zum Teil): Wir wohnte damals schräg gegenüber der Familie O. und hatten schon ein Radio, das aus zwei Teilen bestand. Davon wusste auch die Tochter Klara von der Familie O. Sie war immer sehr nett zu mir. Manchmal gab es in diesem Radio so schöne Musik, die Klara sehr gerne mochte. Wenn sie mich sah, bekam ich eine Tüte Bonbons und sie bat mich, einen Teil des Radios ins Fenster zu stel-



len, damit sie auch die schöne Musik hören könne. Für mich war es einfach, das Fenster zu öffnen und ihr den Wunsch zu erfüllen, denn ich fand die Musik auch ganz gut.

Wenn ich diese, wie ich meinte, gute Tat vollbracht hatte, war meine Mutter auch schon da und räumte unter meinem Protest alles wieder weg mit der Behauptung, es gebe im Dorf auch Leute, die diese Musik nicht so gerne mochten. Sie nahm mich in den Arm und sagte: «Geh mal rüber zu Klara und sage ihr, sie kann diese Musik auch hier bei uns hören.» Das tat Klara auch. (Viele Jahre später wusste ich diese Musik auch einzuordnen).

Die Zeit verging, ohne dass für mich etwas Außergewöhnliches passierte. Eines Tages aber, als ich zur Schule ging – ich musste immer bei der Familie O. vorbei – fiel

mir auf, dass die Fensterscheiben bei Familie O. zerschlagen und die Fenster mit Brettern vernagelt waren. Nach Schulschluss konnte ich nicht schnell genug nach Hause kommen, um meinen Eltern davon zu berichten. Meiner Meinung nach waren sie nicht so sehr empört darüber und sagten nur, dass es ja ganz furchtbar sei und alles sehr traurig.

Lange nach diesem Erlebnis, das mir keine Ruhe ließ, haben meine Eltern mich eingeweiht. Folgendes war passiert: Mein Vater hatte unseren Freunden, die nicht unsere Freunde sein durften, zur Flucht verholfen, indem er am rückwärtigen Teil des Anwesens der Familie O. den LKW geparkt hatte. Der Wagen war mit den notwendigsten Sachen beladen worden und er hatte die Familie O. nach Tempel-

burg zur Bahn gebracht. Das war auch geglückt. Familie O. soll es gelungen sein, sich unauffällig zu entfernen.

Mein Vater hatte sich die ganze Angelegenheit allerdings doch etwas einfacher vorgestellt, als sie sich im nachhinein zeigte. Man legte ihm nahe, das Dorf zu verlassen oder nachträglich in die Partei einzutreten und viele Monate rückwirkend zu bezahlen. Da sich mein Vater nie politisch eingeordnet hatte und viele Leute aus dem Dorf ihn auch richtig eingeschätzt hatten, brauchten wir das Dorf nicht zu verlassen.

Einen Teil der »Rache des kleinen Mannes« bekam er dann aber doch vor Beginn des Krieges zu spüren, denn er wurde am 25. August 1939 zum Militär eingezogen

und zwei seiner Autos (ein Opel Kapitän und der DKW Meisterklasse) durfte er mitbringen. Die Fahrzeuge wurden in seinem Beisein umgespritzt, und keiner von unserer Familie hat jemals wieder davon gehört.

Wenn man heute darüber nachdenkt, kann man immer noch ins Grübeln kommen. Aber trotz allem bin ich froh, dass mein Vater so gehandelt hat. Er hat den Krieg ohne körperlichen Schaden überstanden und sein Gewissen war auch nicht mehr belastet als bei allen anderen gerecht denkenden Menschen. Gibt es noch lebende Leute aus dieser Zeit, die sich an das eine oder andere erinnern können?

*Ruth Wiedicke, geb. Rühnke
aus Rendsburg, früher Klaushagen
Dezember 2008*

Gefangenenpost

Seit gut vier Jahren beherbergen wir etwa 600 Briefe und Postkarten, von uns bezeichnet als Gefangenenpost. Diese wurde ab 1944 von gefangenen deutschen Soldaten aus vielen Kriegsgebieten an Angehörige in Neustettin oder im Kreis gerichtet und hat ihre Empfänger infolge der Kriegsereignisse – Einnahme Neustettins und des Kreises durch die Rote Armee und das polnische Heer – nicht mehr erreicht.

Mit manchmal kriminalistischem Spürsinn haben wir schon einige Briefe und Postkarten Angehörigen zustellen können – nach über 60 Jahren Postweg! Viele dieser Briefe warten noch darauf. Sollten Sie daran interessiert sein, fordern Sie bei uns bitte eine Liste dieser Gefangenenpost an:

**Gudrun Wölk, Schriftführerin im Neustettiner Kreisverband e.V.
Johannes-Brammer-Straße 8, D-23689 Techau**

Aktiv in Pniewo, dem früheren Pinnow



In Pniewo, früher Pinnow, Kreis Neustettin, in der Nähe von Jastrow gelegen, hat im vorigen Jahr eine Entwicklung begonnen, an die vor Jahren niemand geglaubt hat. Ein stark zunehmendes Interesse der polnischen Bewohner an der deutschen Vergangenheit des Dorfes lässt manch unmögliches Vorhaben plötzlich möglich werden.

Ein deutsch-polnisches Trio, bestehend aus dem Pfarrer von Pniewo, Andrzej Dydko, Michael Kunat (ebenfalls aus Pniewo) und Michael Otte (Neumünster, Nachkomme der Pinnower Familie Wege), hat sich vorgenommen, die Geschichte des Dorfes mit Leben zu erfüllen und plant mehrere Aktivitäten.

So wurde im Juni 2008 am Fuße der gut renovierten Dorfkirche ein Gedenkstein zu Ehren der ehemaligen deutschen Einwohner, die bis 1945 seit Generationen hier lebten, mit einem Gottesdienst feierlich

eingeweiht. Am Gottesdienst, der von Pfarrer Dydko in deutscher und in polnischer Sprache gehalten wurde, nahmen etwa 100 Personen teil, u.a. auch einige Pinnower, deren Nachfahren und die Gräfin von Bassewitz-Levetzow mit Tochter und Enkelkindern. Dabei wurden auch von Michael Kunat und Michael Otte Lesungen gehalten. Es war das erste Mal seit 1945, dass in der Pinnower Kirche wieder ein Gottesdienst und Lesungen in deutscher Sprache abgehalten wurden.

Nach dem Gottesdienst gingen alle Teilnehmer zum Gedenkstein. Hier legten die Bürgermeisterin von Pniewo und der stellvertretende Bürgermeister der Gmina Okonek (früher Ratzebuhr) ein Rosengebilde nieder. In einer kurzen Ansprache bedankte sich Michael Otte bei der Gemeinde und insbesondere bei Pfarrer Dydko. Michael Kunat schloss sich dem Dank an



und bekräftigte den Wunsch nach weiteren, gemeinsamen Unternehmungen.

Im Anschluss daran wurde im Gemeindesaal, dem ehemaligen Gasthof Krause, gemeinsam ein Gemeindefest gefeiert. Die polnischen Frauen hatten ein reichhaltiges Büfett zubereitet. Hier wurden auch wieder von beiden Seiten Dankesworte gesprochen. Auch Gräfin von Bassewitz-Levetzow bedankte sich im Namen ihrer Familie. Danach kam es zu anregenden Gesprächen miteinander. Sprachschwierigkeiten wurden humorvoll mit Händen und Füßen überwunden.

Besonderes Interesse erzielte Frau Waltraud Otte, geb. Wege, 1942 in Pinnow geboren und Mutter von Michael Otte, die ihre umfangreichen Foto- und Dokumenten-Sammlung präsentierte. Es war ein sehr schöner Nachmittag für alle Beteiligten.

Als weiteres Projekt läuft seit dem Sommer 2008 die bislang nicht erfolgreiche Suche nach einem Massengrab der 1945 beim

russischen Vormarsch ermordeten Zivilisten in Pinnow. Hierbei unterstützt uns auch der polnische Verein ›Pomost‹. Zusammen mit Michael Kunat und Pfarrer Dydko setzen wir uns auch für eine ›Wiederkenntlichmachung‹ des 1972 zerstörten deutschen Friedhofes in Pinnow ein.

Sämtliche Aktivitäten sind aus reiner privater Initiative entstanden und finanziert worden; ebenso wurde der Gedenkstein aus Eigenmitteln finanziert. Zur Fortführung unserer Projekte ist es zwingend notwendig, Zeitzugewinn aus Pinnow und Umgebung zu finden und Fotos und Dokumente aus der deutschen Zeit und aus der Zeit unmittelbar nach dem Krieg aufzufinden. Hiermit bitte ich alle Leser dringend um Ihre Unterstützung

*Michael Otte, Lindenstraße 59,
24539 Neumünster,
Telefon 0 43 21-8 34 93,
e-mail: pinnow-pniewo@online.de;
Internet: www.pinnow-pniewo.de*

Treffen in Sparsee im August 2008

Vom 22. bis 25. August fand wieder ein Heimattreffen in Sparsee statt. Wir nahmen Quartier in den beiden Neustettiner Hotels ›Residence‹ und ›Zółty Dom‹ (Gelbes Haus). Beide Hotels liegen wunderschön in den Parkanlagen am Streitzigsee und sind gut ausgestattet.

Am nächsten Morgen ging es nach Sparsee. Das Wetter meinte es nicht gut mit uns: Regen und Wolken. Für diesen Fall wollten wir den Gottesdienst in der Kirche feiern. Aber die Kirchentür war verschlossen. Es hatte wohl ein kleines Verständigungsproblem zwischen dem Förster und dem neuen Pfarrer in Sassenburg gegeben. Also fuhren wir schnell dorthin. Gott sei Dank war der neue Pfarrer Gorecki zu Hause! Er konnte mit Hilfe unserer fleißigen Dolmetscherin Małgorzata Kuszmar überredet werden, mit uns nach Sparsee zu fahren, die Kirche aufzuschließen und den ganzen Tag mit uns zu verbringen. In Sparsee wartete schon der aus Köslin angereiste evangelische Pfarrer Staszczak auf uns. Der Gottesdienst nahm einen guten Verlauf, auch weil durch die Kirchenfenster immer mehr Sonne drang und sich die Stimmung aufheiterte.

Danach zogen wir dann zum Friedhof, auf dem wir zusammen mit Pfarrer Staszczak die Gedenk-



stätte einweihen. Der Förster hatte alles bestens mit einem kleinen Altar und Holzbänken zum Innehalten vorbereitet. Ein Kranz wurde niedergelegt, und die links und rechts errichteten Tafeln mit den Inschriften in deutscher und in polnischer Sprache konnten in Augenschein genommen werden. Wir sammelten eine Kollekte von über 440 Euro, die wir Pfarrer Gorecki übergaben, um weitere dringende Baumaßnahmen an der Sparseer Kirche (Dachrinnenreparatur) vornehmen lassen zu können.

Nach dieser geistigen Stärkung wurde auch etwas für den Körper



getan. Förster Komisarek erwartete uns schon auf seinem Grundstück mit einer reichlich gedeckten Tafel. Als Spezialität erwartete uns Sparsee-Honig mit dem herben Geschmack des Buchweizens.

Bei leidlichem Sonnenschein konnten wir den ganzen Tag im Freien verbringen. In den späten Nachmittagsstunden wurde ein Feuerchen entfacht, zu dem passend Feuerwasser gereicht wurde. Danach spazierten wir durch das Dorf und die Umgebung, einige machten auch eine Fahrt zu den Abbauten. Nach langen Gesprächen fuhren wir bei Dunkelheit wieder nach Neustettin zurück.

Nach einem kräftigen Sonntagsfrühstück und einem kurzen Erkundungsgang trafen wir uns am späten Vormittag vor dem neuen

Stadtmuseum in der ul. Szkolna (Schulstraße). Es begrüßte uns sehr herzlich der Direktor, Herr Magister Jerzy Dudz und führte uns durch das ganze Haus. Frau Kuszmar übersetzte für uns die Erläuterungen. In den Kellergewölben sind Silberschätze untergebracht, die ein Steckenpferd des Direktors sind. Auf der rechten Seite der ersten Etage sind Räume für wechselnde Gemäldeausstellungen reserviert. Auf der linken Seite und im Obergeschoß sind die Ausstellungsstücke zur Stadt- und Kreisgeschichte zu finden. Darüber befinden sich die Bibliothek, Verwaltungsräume und ein Archiv. Wir waren beeindruckt von den modern und schön eingerichteten Räumen.

Am späten Nachmittag fand

eine Bootstour auf dem Streitzigsee statt. Das Passagierschiff »Bayern« nahm uns am Steg beim Hotel »Residence« auf und fuhr in einer großen Schleife bis nach Streitzig und von dort zur Mauseinsel. Seemannsstimmung kam auf, als Herbert Mielke zur Mundharmonika griff und spielte. Die Fahrt setzte sich fort bis nach Marienthron, wo wir ein gerade erschlossenes Neubaugebiet entdeckten. Zurück ging es vorbei am Bismarckturm, der dank einiger Baumfällarbeiten wieder freie Sicht zum See hat. Von dort hatten wir einen herrlichen Blick auf das Stadtpanorama mit der alles überragenden Nikolai-

kirche. Schließlich konnten wir auf der Rückfahrt die neue Attraktion der Stadt bewundern: eine große Wasserski-Anlage. Über im Grund des Sees verankerte Masten verläuft ein Drahtseil in einem weiten Kreis, das Wasserfreunde auf Skiern hinter sich her zieht. Einige Wasserkünstler konnten wir im Sonnenschein bewundern.

Abends trafen wir uns im Restaurant »Jolka« direkt am Streitzigsee, um Abschied zu feiern.

Am nächsten Morgen ging es wieder heim.

*Aus »Neues aus Sparssee«
von Jens Laschetzki, Schwerin*

Sommer

DETLEV VON LILIENCRON

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang;
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.

Wenn wir uns von ferne sehen,
Zögert sie den Schritt.
Rupft ein Hälmlchen sich im Gehen,
Nimmt ein Blättchen mit.

Hat mit Ähren sich das Mieder
Unschuldig geschmückt,
Sich den Hut verlegen nieder
In die Stirn gedrückt.

Finster kommt sie langsam näher,
Färbt sich rot wie Mohn;
Doch ich bin ein feiner Späher,
Kenn die Schelmin schon.

Noch ein Blick in Weg und Weite,
Ruhig liegt die Welt,
Und es hat an ihre Seite
Mich der Sturm gestellt.

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang;
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.



Erlebtes bewahren

Der Verlust der Heimat war 1945 von Leid und Tragödien begleitet. Vielgestaltig war auch das persönliche Erleben unserer Mitbürger aus der Stadt und dem Kreis Neustettin. Wir wollen dies der Nachwelt und für eine mögliche wissenschaftliche Aufarbeitung erhalten.

Wenn Sie Ihr persönliches Erleben für sich oder Ihre Kinder aufgeschrieben haben, bieten wir im Heimatmuseum Kreis Neustettin/Pommern in Eutin die Gelegenheit zur geordneten Sammlung an. Schicken Sie uns Ihre Aufzeichnungen in Kopie zu.

Schicken Sie uns bitte auch Namen, Namenslisten, Pläne und Skizzen von Dörfern, Abbauten und Einzelgehöften. Wir werden sie gerne in unser Museum aufnehmen.



Dr. Siegfried Raddatz, Gudrun Wölk

Heimatmuseum des Kreises Neustettin in Pommern Schlossplatz 1 · 23701 Eutin

Postadresse des Museums:

Gudrun Wölk, Johannes-Brammer-Straße 8, 23689 Techau,
Telefon 0 45 04-43 59 (nach 19 Uhr)

Heimatreise nach Groß Krössin – eine Reise für die Seele

Am 4. Mai 2009 war es wieder so weit. Rudi Dorow (Jg. 1925) hatte eingeladen zur Fahrt in die alte Heimat. Und 33 Teilnehmer machten sich von Braunschweig, Berlin und dem Rastplatz an der polnischen Grenze auf den Weg ins Pommerland.

Das Besondere an der Zusammensetzung der Reisegruppe war das Alter. Die ältesten Teilnehmer waren Jg. 1925, der jüngste war Jahrgang 1984. Auch ich gehörte zu der Gruppe der jüngeren, ich wollte endlich die Heimat der Mutter und der Großmutter erspüren und die Heimorte sehen. Nachdem wir bei Stettin die Grenze zu Polen überschritten hatten, änderte sich die Atmosphäre im Bus. Die anfängliche Wiedersehensfreude und der Austausch von Neuigkeiten wandelten sich in eine gespannte, erfreute Erwartungshaltung.

Der wahrlich perfekte Busfahrer der Firma FUMU aus Vechelde fuhr uns durch Stargard, Freienwalde, Wangerin, Dramburg, Falkenburg, Tempelburg zu unserem Quartier nach Bad Polzin, vorbei an Alleen und mit Maikraut bewachsenen Waldrändern. Ca. 80 % der Flächen, durch die unser Weg führte, lagen brach oder waren von Menschenhand unberührt. Ich war erstaunt,

da ich große Felder mit Kartoffelanbau und Getreide erwartet hatte. Die ersten Horste, von Störchen bewohnt, konnten wir bewundern.

Gegen 18 Uhr waren wir gut im Hotel »Polanin« in Bad Polzin angekommen. Neben schönen, sauberen Zimmern erwartete uns ein köstliches Abendessen. Ein erster Stadtrundgang erfolgte, bevor das Bett rief.

Am 5. Mai war es soweit. Heute sollte es nach Groß Krössin gehen. Wie lange hatte ich auf diesen Tag gewartet – endlich zu sehen, wo meine Vorfahren über drei Jahrhunderte gelebt hatten. Wir nahmen auf Wunsch einen Umweg über Waldhof, Randen, Damen, Zadtkow, Petersdorf, Muttrin und Döbel. Hier sahen wir die große Fischfabrik Friedrich, die ein deutscher Rechtsanwalt vor Jahren dort gegründet und aufgebaut hat und überwiegend geräucherte Forellenfilets weltweit verkauft (in fast allen Edeka-Märkten bei uns zu erwerben).

Am Wegesrand konnten wir Prachtexemplare von Kranichen bewundern, die auf den Feldern Rast eingelegt hatten, und natürlich die vielen, vielen Alleen. Zunächst hielten wir in Balfanz, um einige Frauen in ihre alte Heimat zu ent-

lassen. Sie kamen am Nachmittag nach Groß Krössin gelaufen.

Und dann kam **unsere Allee** vor Groß Krössin, und im Bus begann das Leben und die Suche nach der alten **Liebeseiche**. Meine Mutter hatte mir erzählt, dass gerade die Liebeseiche bei den Eltern eine geheimnisvolle Rolle gespielt hatte. Es wurde spürbar, dass viele Reisende wieder zu Hause waren, sich in die Kinder- und Jugendjahre zurückversetzt fühlten und voller Energie und Tatendrang waren.

Für mich war es bewegend und berührend, durch das Dorf der Ahnen zu fahren, das Dorf, das ich schon ein halbes Jahrhundert nur als **zu Hause** aus den Erzählungen kannte. Was würden wohl die Großeltern dazu sagen?

Die Fahrt ging durch das große Dorf (früher etwa 1000 Einwohner) bis zum Bahnhof in Villnow. Er war auch der Bahnhof für die Groß Krössiner, früher wie heute. Wir wendeten am Bahnhof, und in Villnow stiegen einige Teilnehmer aus, um über das ehemalige Gut Karlshöhe nach Groß Krössin zu laufen. Dabei war auch Martin, der jüngste Teilnehmer mit 24 Jahren. Seine Großmutter wurde noch dort geboren.

Im Dorf angekommen, zog es die Teilnehmer in alle Richtungen. Einige holten sich bei Marian, den deutschen Ansprechpartner im Dorf, Fahrräder zur Dorferkundung. Andere gingen durch das

Dorf, vorbei an Kirche, Friedhof und Forsthaus bis hin zur Persante. Dort ging es zur alten Badestelle, und fast alle hatten Erlebnisse aus Kindertagen von diesem Ort zu berichten. Viel Kraft, Energie und Lebenslust war spürbar, es wurde viel erzählt – und manch eine Geschichte kannte ich aus den Erzählungen in meiner Familie.

Im Dorf wurden wir freundlich begrüßt. Einigen alten Männern begegneten wir öfter am Tage. Was erwarteten sie von uns? Die polnische Sprache war eine Barriere – wir konnten nicht danach fragen.

Am Nachmittag gab es bei Marian in der Garage geräucherte Forellen aus Döbel, und da es kalt und regnerisch wurde, auch einen Wodka dazu. Mit einem angemieteten Bus ging es wieder zurück nach Bad Polzin.

»Ich bin erleichtert, dass ich wieder hier bin, die ganze Umgebung wieder zu sehen, und die alten Wege wieder zu laufen. Wir haben so viel verloren. Die Häuser und die Bewohner heute sind mir nicht so wichtig. Kraft und Energie sammle ich, wenn ich einfach hier bin und in die Wälder gehen kann«; sagte mir eine Teilnehmerin.

Es ist eben ein tief berührendes »Wieder-nach-Hause-kommen«, das meist mit der Landschaft, mit der Natur verbunden ist. Bei vielen Teilnehmern liegt Wehmut und auch Trauer in der Stimme. Es überwiegen allerdings immer



wieder die Schilderungen der Erlebnisse vor vielen Jahrzehnten.

»Für mich sind die Fahrten nach Hause immer Fahrten für die Seele. Dort war doch meine Kindheit, und es steht jetzt nur noch ein alter Apfelbaum von früher. Mir geht es

so ans Herz. Ich brauche nur die Umgebung, das Laufen zu all den Orten von früher. Für mich ist es immer eine Erholung, wenn ich zu Hause war!« und Tränen von Trauer und Entlastung laufen.

Noch viele Eindrücke könnte ich



hier schildern, es würde allerdings ein Buch füllen. Denn es kamen natürlich auch die Erinnerungen an Flucht oder Vertreibung in Erinnerung und das große Leid, das vielen widerfahren ist. Es hat tiefe Wunden geschlagen. Die Wunden sind zwar verheilt, doch die Narben können ebensolche Schmerzen hin und wieder bereiten. Ich glaube, wenn wir uns diesem Schmerz immer wieder stellen und auch aussetzen, kann eine gute Narbenheilung wachsen. Es lohnt sich, wenn jeder, der diese Erfahrungen selbst hatte, gut daran tut, wenn er/sie diese eigenen Erlebnisse aufschreibt und somit auch den Nachkommen zur Verfügung stellt.

Am nächsten Tag ging es an die Ostsee. Kolberg stand auf dem Reiseplan. Trotz heftigem Wind und Regen gingen wir zum Strand und in die Altstadt. Auf der Rückfahrt hielten wir in Köslin und konnten die schöne Innenstadt erkunden. Vorbei an weiten Wäldern mit Blau-beergrün ging es über Groß Tychow zurück ins Hotel. Hier wurden wir zu einem Violinkonzert erwartet. Ein großes Repertoire an Musik und Gesang unterhielt uns. Es wurde ein langer Abend in Geselligkeit.

Der vierte Tag begann mit der Fahrt nach Groß Krössin. Ein Fototermin vor der Kirche stand auf dem Plan. Einige blieben danach dort, die anderen nahmen an einer Rundreise durch die Kaschubei teil. Ziel war Stolp und dann noch einmal die Ostsee bei Stolpmünde. Der letzte Abend im Hotel begann mit einem Grill-Büfett und endete in einem langen Abschiedsabend.

In der Frühe des nächsten Tages begaben wir uns, gestärkt von einem leckeren Frühstück, auf die Reise zurück in die neue Heimat und in die Gegenwart.

Es waren für die Teilnehmer schöne und unvergessene Stunden in der Gemeinschaft der früheren Dorfbewohner. Für alle war es eine Reise zu den eigenen Wurzeln – und manch Beutel Heimaterde ging mit zurück.

*Anna-Margarethe Herzog
Rotenburg an der Fulda*

Unsere Heimat Eschenriege, Kreis Neustettin

Um unsere Heimat zu besuchen, sind wir schon einige Male mit dem Reiseunternehmen Schröder aus Rostock nach Neustettin gefahren. Wir übernachteten im Hotel Residence, direkt am Streitzigsee.

Dort hielten wir Ausschau nach einem deutschsprachigen Taxifahrer. Unsere Fahrt führte uns über Persanzig nach Klingbeck und Eschenriege.

In Klingbeck wohnten meine Großeltern und Onkel Julius und Willi Marotzke, gegenüber der Mühle. Mein Freundin Ilse Raddatz wohnte Anfang des Dorfes Eschenriege, gegenüber der Kirche. In ihrem Haus wohnten von Anfang an Polen. Es ist alles sehr schön hergerichtet und ausgebaut. Jedes Jahr freuen wir uns darüber.

Mein Erbe stand mitten im Dorf, gegenüber dem Gasthof Woydtke. Leider ist unser Haus, Fachwerk mit Reetdach, sowie unsere Scheune und unser Stallgebäude (erbaut 1939), nicht mehr vorhanden. Unsere polnischen Bewohner haben

sich einen Teil des Stallgebäudes (aus dem 18. Jahrhundert) mit Veranda davor ausgebaut.

Eschenriege zählte 1939 569 Einwohner. Heute, da viele Häuser abgerissen sind, wohnen dort 180 jun-



ge Familien und zwei Großbauern. Alle Häuser, die noch dort stehen, sind einigermaßen in Ordnung.

Der Friedhof befindet sich in einem unwegsamen Waldstück. Grabsteine sind kaum vorhanden, allerdings noch einige Grabsockel.

Wir wurden jedes Mal freundlich empfangen und bewirtet, immer erneut wieder eingeladen. Wenn es unsere Gesundheit erlaubt, fahren wir gerne 2009 wieder dorthin, wo unsere Wurzeln sind.

*Irene Marotzke, Neubrandenburg
früher Eschenriege*

Elisabeth Płaza, geb. Kolbe (erg. vel. Kiszczynska)

Mein Lebenslauf ist ein ganz anderer als der von Ihren Landsleuten hier aus Neustettin. Ich bin im Jahre 1931 in Gleiwitz in der Rohrstraße 5 geboren, gegenüber einer großen Hütte. Meine Mutter war in Beuthen geboren, mein Vater kam aus dem Sudetengau; beide konnten kein Wort polnisch sprechen. Ich ging vier Jahre in die Volksschule und nachher in die Mittelschule mit dem stolzen Namen ›Karin Göring‹. Der Wunsch meines Vaters war, dass ich einst Lehrerin werde. Der Vater starb 1943, und im Januar 1945 war es mit meiner Schule aus. Fast jede Nacht haben wir im Luftschutzkeller verbracht. Aber unser Viertel wurde verschont. Bestimmt gab es damals schon irgendeine Möglichkeit zu wissen, was man bombardieren kann und was noch nachher nützlich sein kann. Während der Straßenkämpfe in und um Gleiwitz waren wir auch zwei Wochen lang im Keller, ohne Strom und Wasser. Wir haben Kartoffelpuffer (Reibekuchen) gebacken auf der Platte eines eisernen Ofens, das war das Einzige.

Schon am 1. Mai wurde in Gleiwitz eine Schule eröffnet. Ich habe mich natürlich gleich angemeldet. Die erste Stunde werde ich nie vergessen. Der Lehrer hat die polnische Nationalhymne an die Tafel ge-

schrieben, drei Strophen. Abschreiben! Auswendig lernen! Keiner in meiner Umgebung konnte mir das übersetzen. Ich wusste nicht, was ich rede. Das hat mir überhaupt nicht gefallen. Außerdem schnappten uns die Russen immer jeden Tag zur Arbeit. Wir mussten die Trümmer von den Straßen räumen. Oft fand man auch einen Toten, der auf einen Haufen mit anderen gestapelt wurde. Für die Arbeit bekamen wir einen Teller Suppe.

Weil ich schon damals für Mutter sorgen musste, hängte ich die Schule an den Nagel und ging als Mädel für alles zu polnischen Familien in die Arbeit, für ein paar Groschen. Im Sommer 1945 mussten wir unsere Wohnung binnen fünf Minuten verlassen. man durfte nur mitnehmen, wieviel man tragen konnte. Meine Mutter hat den Kopf verloren, ging wie sie stand, ohne alles. Ich war zur Arbeit. Seit dieser Zeit ging es mit der Gesundheit meiner Mutter immer bergab. Nach dem Westen wollte sie nicht auswandern. *Wo sie geboren ist, da stirbt sie auch. Und Schluss!* Bei einer Bekannten haben wir ein kleines Zimmer bekommen. Die Leute waren damals noch hilfsbereit. So etwas wie ein Meldebüro gab es kaum.

Mit 17 Jahren begann ich eine

Lehre als Krankenschwester. Damit ich endlich einen Ausweis bekomme, mussten wir unseren Namen Kolbe auf irgendeinen polnischen Namen umtauschen. Am 1. November 1949 find ich im Krankenhaus an zu arbeiten, und langsam ging es bergauf. Später machte ich noch das Staatsexamen. Polnisch habe ich ganz alleine erlernt. Meine Mutter und ihre Schwestern (die letzte ist vor zehn Jahren in Beuthen gestorben) konnten bis zu ihrem Tode kaum etwas polnisch sprechen.

1951 habe ich geheiratet. Wir bekamen eine Wohnung im Neubau. Wir nahmen meine Mutter zu uns. Später hatten wir drei Kinder. Mein Mann hat zehn Jahre unterage gearbeitet. Da er später eine Menge ernster Krankheiten bekam, durfte er nur noch leichte Arbeit machen. Und so kam er nach Sassenburg, hier in Pommern. Hier richtete er das Zeltlager am Virchowsee für die Bergleute ein. Alle zwei Wochen kam ein neuer Trupp. Er war dafür da, dass es den Leuten an nichts mangelte.

Und so kam er in den Besitz dieser Bude. Das war damals ein Stall. Wir haben ihn von einem Bauern gekauft. Denn *jeder Mann muss einen Sohn haben, ein Haus bauen und einen Baum pflanzen!* Als er die drei Aufgaben erfüllt hatte, ist er einfach gestorben. Die Kinder haben kein Interesse an dem Häuschen. Ja, im Sommer kann man hier richtig aus-



spannen. Die Umgebung ist wunderschön! Aber ich denke immer an Oberschlesien – so wie es meine Mutter getan hat, ›wo vom Annaberg man schaut ins weite Land, dort ist meine Heimat, dort bin ich zu Haus, ...‹ Meine Güte, das war ja eine ›Beichte des Lebens‹, wie wir Katholiken sagen!

Ergänzung vom 13.01.2009

Sehr geehrter Herr Raddatz,
ja, mein Lebenslauf stimmt so. Hätte nie gedacht, dass sich jemand dafür interessiert

Erst war ich ein stolzes Kind Hitlers und musste immer in der Schule kleine Fähnchen in die Landkarte stecken, dort, wo gerade unsere tapferen Truppen waren. Nachher war ich eine Slawin, und jetzt weiß ich kaum, wo ich hingehöre. Habe immer gewissenhaft gearbeitet.

Wenn ein Patient zu mir DANKE sagte und der Oberarzt zufrieden mit mir war, das hat mir genügt.

Meine Mutter ist 1965 mit 75 Jahren verstorben.

Viele Grüße aus dem tiefverschneiten Sassenburg
sendet Ihnen E. Plaza.

Ergänzung vom 30.03.2009

Sehr geehrter Herr Raddatz,
ja, den Winter habe ich ganz gut verbracht. Wir hatten ja keinen großen Frost wie in anderen Jahren mit 25 Grad Frost. Nur lang war er, vom November bis jetzt. Vor kurzem ka-

men erst die ersten Blümchen, und die wurden wiederum mit Schnee bedeckt. Mein Mädchenname war Kolbe. Dann nach dem Kriege habe ich den Namen Kiszczynska angenommen, damit ich weiter lernen konnte und eine Arbeit bekommen habe. Zum Schluss habe ich einen Plaza geheiratet. Sehr kompliziert. Ich schicke Ihnen ein Bild, rausgeschnitten aus meinem alten Pass, denn jetzt gehe ich nicht mehr zum Fotografen.

Ich wünsche Ihnen ein gesundes und sonniges Osterfest und sende viel Grüße,

Elisabeth Plaza

Sommerlied

O Sommerfrühe blau und hold!
Es trieft der Wald von Sonnengold,
In Blumen steht die Wiese;
Die Rosen blühen rot und weiß
Und durch die Felder wandelt leis'
Ein Hauch vom Paradiese.

Die ganze Welt ist Glanz und Freud,
Und bist Du jung, so liebe heut'
Und Rosen brich mit Wonnen!
Und wardst Du alt, vergiß der Pein
Und lerne Dich am Widerschein
Des Glücks der Jugendsonnen.

EMANUEL GEIBEL

■ in Brief aus Sao Paulo

vom 21. Nov. 2008

Mein Lieber Herr Raddatz,

das war nicht nur eine Überraschung. Das war wie ein Tropengewitter. Vielen herzlichen Dank für die Post mit der MNL-Ausgabe 1 vom August 2008.

Ist heute angekommen, habe bereits ALLE Artikel gelesen.

Es gibt mir so richtig Heimatgefühle, welche ich eigentlich nie hatte. Aus diesem Grund war auch mein Besuch in Neustettin so wichtig für mich. Das Empfinden der Umgebung, das Einprägen der Stadtlandschaft, die Luft, das Wetter. Ich musste das alles auf mich alleine einwirken lassen, mit meinen Gedanken an zu Hause und an die Gespräche meiner Eltern.

Mein Familie ist Ende 1951 aus Hamburg nach Brasilien gekommen. Ich war damals acht Jahre alt, und als Kind ist man sehr aufnahmefähig für das Neue, so dass das Thema Neustettin und die »gute alte Zeit« mir eher lästig vorkamen. Leider!

Obwohl wir uns in Brasilien ein sehr gehobenes Leben leisten konnten, da mein Vater als Kontraktangestellter eine sehr hohe Stellung in einer internationalen Gesellschaft hatte, war die Anpassung an eine lateinische Mentalität für ihn als Preuße doch sehr schwer. Ich sagte meiner Mutter einmal, dass mein Vater geistig gesehen Neustettin eigentlich nie erlassen hat.

Wir Kinder hatten damit überhaupt keine Schwierigkeiten, so dass wir schnell alles, was in Deutschland war, vergessen haben. Und es war anfangs nach dem Krieg bei meinem Großvater am Bodensee nicht sehr einfach. Stellen Sie sich vor, wir Kinder durften, weil evangelisch getauft, niemals am Tisch meines streng katholischen Großvaters sitzen.

Verzeihen Sie diese aufwallenden Gefühle. Es ist alles so lange her und doch ganz präsent.

Ich bedanke mich herzlich für Ihre Mühe und kann Sie nur zu Ihrem Gedenkstein in Neustettin beglückwünschen. Ich verneige mich vor Ihnen und Ihrer Arbeit um das Neustettiner Erbe mit großer Ehrfurcht.

Hochachtungsvoll,
Ihr Michael Wilke

Und dann geschieht im vergangenen Sommer eine großartige Sache:

In einer sehr feierlichen und würdigen Gedenkveranstaltung werden an sehr exponierter Stelle am See in Stadtpark zwei Gedenksteine zur Erinnerung an die Neustettiner eingeweiht, deren Vorfahren und die selber Neustettin bewohnten und jahrhundertlang gestalteten. Es mag ein Stachel in den Augen von überzogen nationalistisch denkenden Polen sein. Aber die Wahrheit der Geschichte wurde ins richtige Licht gerückt. Die einzelnen Reden der Sprecher beider Seiten rückten auch den Willen der Verständigung und des Zusammenrückens in den Vordergrund.

Ihnen, lieber Herr Raddatz, möchte ich ganz besonders danken, dass sie diese Gedenkstätte geplant und durchgeführt haben. Ich hoffe nur, dass die Steine nicht irgendwelchen Schmierereien oder Zerstörungen ausgesetzt werden.

Wir haben dennoch einen weiten Weg zur Integration zu gehen. Gerade die Raketenfrage zeigt, welche Ängste vorhanden sind (diesmal nach Osten), welche Aktionen hervorrufen, auf die dann wieder Reaktionen folgen werden. Die Kette des sich steigernden Misstrauens kann (aber darf nicht!) zu einem neuen Kalten Krieg der egoistischen Rechthaberei führen.

Ein weiterer Dank gilt dem neuen *Mein Neustettiner Land* mit den gelungenen Beiträgen, vor allem den Berichten über die Einweihung des Doppelsteins.

Christian Schulz aus Buxtehude,
früher Neustettin

Sehr geehrter Herr Dr. Raddatz,

Bammental, den 11. Februar 2009

mein guter Freund Dirk Dockhorn, hatte sich mit Ihnen im Dezember in Verbindung gesetzt, um mir zum 80. Geburtstag eine besondere Freude zu bereiten. Er wusste, wie sehr ich an meiner Heimatstadt Neustettin hänge.

Das ist ihm voll gelungen, dank Ihnen! Diese wunderbaren Hefte »Mein Neustettiner Land«, ich habe sie alle intensiv gelesen, jedes Wort. Da bin ich Ihnen zu ganz besonderem Dank verpflichtet, auch für Ihre persönlichen Worte zum runden Geburtstag und zum Weihnachtsfest.

Bewundernswert ist Ihr Engagement in Sachen Bewahrung des Erinnerns an unsere schöne Heimat, wirklich toll! Der Gedenkstein im Park am Streitzigsee, wie Sie das geschafft haben?! Eine enorme Leistung. Ebenso freue ich mich über das Heimatmuseum in Lutín. Ich hoffe, dass ich dieses demnächst werde besuchen können.

Siegfried Bordt,
früher Weinbergstraße 27

›Stiftung Flucht, Vertreibung und Versöhnung‹

Ich habe mir die Geschichte noch einmal durch den Kopf gehen lassen (vgl. S. 1)

Wo fängt man an?

Das Ergebnis der Niederlage Deutschlands im 1. Weltkrieg waren die Verträge von Versailles. Sie wurden in Deutschland als Diktat der Sieger empfunden, als zu hart; vor allem das Nationalgefühl war empfindlich getroffen. Deutschland war mit hohen Reparationsleistungen belastet worden und wurde flächenmäßig amputiert, das Ruhrgebiet wurde besetzt, es durfte keine eigene Armee haben.

Der Wechsel von der Monarchie zur Demokratie gelang nicht. Eine Regierung löste die andere ab. Der große Umbruch im Denken führte zu Verwerfungen. Die Weimarer Regierung wollte zu viel und erreichte zu wenig. Parteien mit extremem politischen Programm hatten Zulauf. Die Weltwirtschaftskrise verschärfte die Situation. Es gab Millionen von Arbeitslosen, die Straßen wurden unsicher, in den Städten kämpfte Rot gegen Braun. Rot war Stalin und der Bolschewismus, Braun war Hitler und der Nationalsozialismus. Die Waage neigte sich zugunsten des Letzteren, weil deutsch und national.

Mit Sozialprogrammen schuf Hitler Arbeitsplätze, mit dem Bau von Siedlungshäusern brachte er

die kleinen Leute hinter sich. Und er propagierte die Überlegenheit der germanischen Rasse. Das geschundene Nationalgefühl wurde nicht nur gestärkt, sondern übersteigert.

Zu spät erkannten viele Bürger den Verlust der eigenen Freiheit, die Brutalität, mit der er gegen Andersdenkende vorging. Am 30. Januar 1933 wurde Hitler Reichskanzler. Das Jahr 1936 gilt als der Höhepunkt seiner Macht. Die Nation labte sich an den Olympischen Spielen in Garmisch-Partenkirchen und Berlin, die Welt applaudierte.

In seinem Buch ›Mein Kampf‹ hatte Hitler die Juden zwar ver-teufelt, aber vielleicht erschien es vielen Lesern als zu überzogen, als dass sie es für ernst gemeint einstufen. Das änderte sich mit dem Pogrom im November 1938 und endete im Holocaust, mit dem seitdem der deutsche Name belastet ist.

Außenpolitisch war Hitler erfolgreich: Heimkehr des Saargebiets, Anschluss Österreichs, des Sudetenlandes und er rüstete auf. Die Westmächte schwiegen oder protestierten ohne Wirkung.

Alles lief auf eine Auseinandersetzung mit Polen hinaus. Sie sollte eine Grenzkorrektur bringen. Der zwischen Deutschland und Polen bestehende Freundschaftsvertrag

wurde gekündigt, und beim Treffen des sowjetischen und des deutschen Außenministers regelte man die ›Einflussphären‹ der Länder zwischen der Sowjetunion und Deutschland. Die vierte polnische Teilung war vorbereitet.

Auch heute noch rätseln die Historiker, warum Großbritannien und Frankreich nicht eingriffen, sondern mit ihrer Beschwichtigungspolitik (Appeasement) Hitler soviel Handlungsfreiraum ließen. Waren sie kriegsmüde, empfanden sie die Versailler Verträge auch als zu hart und extrem, unterschätzten sie Hitler oder spekulierten sie, dass Hitler ein Bollwerk gegen den Bolschewismus aufbauen und die westlichen Länder davor bewahren sollte?

Am 1. September 1939 überfielen deutsche Truppen Polen, der 2. Weltkrieg begann. Auch der Kreis Neustettin war betroffen. Vom Truppenübungsplatz Groß Born aus zogen Truppen gen Osten, vom Flugfeld bei Lottin stiegen Kampfflugzeuge auf Richtung Polen. In einem Blitzkrieg wurde Polen besiegt, die polnische Regierung floh nach Rumänien. Von da an hatten die Polen eine deutsche Besatzung, hatten den Krieg im Land, mussten sich den Anordnungen der Deutschen fügen.

In Deutschland – wenn man nicht gerade einen Gefallenen zu beklagen hatte – berauschte man sich an dem Sieg, schrieb ihn der überlegenen germanischen Rasse zu und vergaß, dass zwei militä-

risch ungleich gerüstete Gegner aufeinander trafen. Großbritannien und Frankreich erklärten Deutschland den Krieg – dabei blieb es.

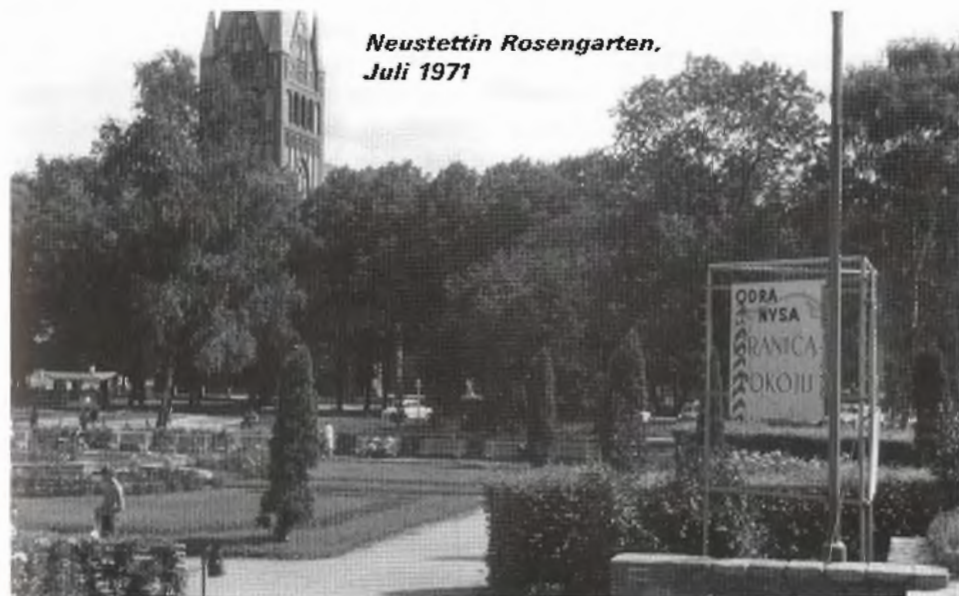
Weitere deutsche Siege folgten und in einer Vermessenheit sondergleichen marschierten deutsche Truppen am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion ein. Hier hielt nun doch manch nachdenklicher Deutscher den Atem an. Konnte das gut gehen?! Nach großen Anfangserfolgen und entschiedenem Vorpreschen – wieder in erster Linie der überlegenen militärischen Rüstung zuzuschreiben – kam die Wende in Stalingrad. Die 6. Armee wurde besiegt, und am 2. Februar 1943 unterschrieb Generalfeldmarschall Paulus seine Kapitulation. Der Sieg der Sowjetunion wurde beschleunigt durch den Eintritt der USA in den Krieg, die unseren sowjetischen Gegner reichlich mit Waffen versorgte. Das Schicksal nahm seinen Lauf, die Niederlage für Deutschland war unabwendbar.

Im Januar 1945 marschierte die Rote Armee auch in Pommern ein. Viele deutsche Zivilisten flohen und viele starben. Man wollte auf die westliche Seite der Oder, wenn nicht gar der Elbe.

Diese Flucht und die damit verbundenen Menschenverluste waren eine Folge des von Hitler begonnenen Krieges, ja, waren Teil des Krieges, der bekanntlich erst am 8./9. Mai 1945 endete.

Ein Teil der pommerschen Be-

**Neustettin Rosengarten,
Juli 1971**



völkerung blieb zu Hause, ein Teil war auf der Flucht von der Roten Armee überrollt worden, versuchte, in den Westen zu gelangen, ging wieder nach Hause oder blieb in Pommern. Viele dachten: Der Krieg ist vorbei. Dann erschienen nach und nach die Polen, die sich auf bisher deutschem Land ansiedeln wollten. Sie verließen dem Gerücht Realität, dass Pommern polnisch werden sollte. Im Potsdamer Abkommen (Sommer 1945) hatten die Großmächte infolge der nachhaltigen Forderung Stalins (die Sowjetunion hatte mit 21 (27) Millionen Kriegstoten den höchsten Blutzoll des 2. Weltkriegs zu beklagen) beschlossen, die Oder-Neiße als deutsche Ostgrenze festzusetzen. Polen wurde territorial nach Westen verschoben, denn die Sowjetunion

nahm von Polen wieder die Gebiete zurück, die Polen 1920 unter der Führung von Piłsudski (zurück-) erobert hatte.

Die Um-/Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße-Linie war damit beschlossen und ebenfalls eine Folge des von Hitler begonnenen Krieges.

Dass aus dieser Umsiedlung oftmals eine Ausweisung, manchmal eine Zwangsausweisung oder Vertreibung wurde, ist die Schuld der Polen.

Diese Vertreibung traf viele Deutsche hart, andere weniger hart. Oftmals wurden die »vogelfreien« Deutschen (in den Jahren zuvor gab es die »vogelfreien« Polen unter deutscher Besatzung genauso) von den Polen schikaniert, meist

von Einzelpersonen, weniger von Gruppen, beraubt, auch von wilden Banden auf dem Weg nach Westen beim Anhalten der Züge auf freier Strecke oder der Zwischenstation in Stettin. Die Deutschen wurden unter oft menschenunwürdigen Bedingungen in Viehwaggons transportiert.

»Sollten wir Sie etwa im Salonwagen 1. Klasse über die Oder bringen?« fragte 2005 eine polnische Historikerin aus Stettin/Szczecin auf einer deutsch-polnischen Tagung in Külz/Kulice. Ich empfand das als Hohn und war entsprechend empört. Aber welche anderen Möglichkeiten außer Viehwaggons hatten die Polen denn? Und wenn die Fahrt nicht zügig verlief: Waren dort nicht Strecken beschädigt worden, und welcher der polnischen Eisenbahner kannte sich denn aus mit einem fremdem Streckennetz? Übrigens ging es den polnischen Umsiedlern/Vertriebenen aus den Ostgebieten nicht anders. Sie waren oft wochenlang ohne Verpflegung unterwegs, bevor sie einen Siedlungsort zugewiesen bekamen, den sie nicht selbst aussuchen durften.

Und polnische Räuberbanden: Die hat es gegeben, waren aber nicht staatlich organisiert, vielleicht manchmal staatlich geduldet. War es nicht verständlich, dass für viele Polen jeder Deutsche ein Feind war? Und trotzdem – so berichten viele Deutsche – gab es auch mitlei-

dige, hilfsbereite Polen, die mit den Deutschen geteilt haben.

Trotzdem: Grausame Vertreibungen hat es gegeben. Der Verlust der Heimat war und ist für viele Menschen ein Trauma. Gewesen muss man sagen, denn die meisten Vertriebenen (auch bei den Polen) sind schon verstorben. Aber auch diese Umsiedlungen/Vertreibungen waren eine Folge des von Hitler begonnenen Krieges.

Wie ging es weiter?

Die Ostgebiete wurden von Deutschland abgetrennt und gelangten unter polnische bzw. russische Verwaltung. So steht es z.B. auf vielen Landkarten und in Atlanten aus der Zeit nach dem Krieg.

Eine endgültige Regelung sollte in einem späteren Friedensvertrag gefunden werden.

Der Rest Deutschlands wurde in vier Zonen der Sieger aufgeteilt. Vertreter der Sowjetisch-Besetzten Zone (SBZ) schlossen mit Vertretern der neu gegründeten Volksrepublik Polen bereits 1947 unter der Federführung der Sowjetunion den Görlitzer Vertrag, in dem die Oder-Neiße-Grenze anerkannt wurde. Sie wurde der Bevölkerung als Friedensgrenze präsentiert, Odra – Nysa Granica Pokoju. Noch vor wenigen Tagen sagte mir ein 1968 in der DDR geborener Bürger: »Wir haben das so hingenommen. Hitler hatte das eben vergeigt.« Von anderen ehemaligen DDR-

Bürgern erfuhr ich, dass es in der DDR nicht erwünscht, nicht opportun war, sich als Vertriebener zu bezeichnen.

Polen wie Russen waren das Brudervolk!

1949 entstanden die Deutsche Demokratische Republik, DDR und die Bundesrepublik Deutschland, BRD. Im Westen bildeten sich – sobald von den Westmächten erlaubt

Landsmannschaften der Vertriebenen und Flüchtlinge. Diese organisierten Suchaktionen und Treffen, die als Großkundgebungen Tausende versammelten. Vertreter aller Parteien (außer DKP) forderten eine Rückkehr der früheren Ostgebiete zu Deutschland, und kein Politiker von Rang ließ es sich nehmen, diese Forderung auf solchen Veranstaltungen zu wiederholen und zu bekräftigen – ließen sich so doch Wahlen beeinflussen.

Dann kniete Willy Brandt 1970 in Warschau. Welch eine Herausforderung! Schlagartig mussten die Deutschen erkennen, welche große Schuld das deutsche Volk gegenüber dem polnischen Volk hatte, und im Warschauer Vertrag vom Dezember gleichen Jahres vereinbarten die VR Polen und die Bundesrepublik Deutschland, dass die Oder-Neiße-Grenze von beiden Seiten als unverletzlich galt. Damit wurde die Grenze praktisch anerkannt als deutsche Ostgrenze.

Spätere Treffen der Vertriebenen und Flüchtlinge hatten nicht mehr

die Überzeugungskraft wie in den Jahren zuvor. Manche Vertreter der Landsmannschaften wurden als Vertriebenenfunktionäre diskreditiert, und die Zahl der Teilnehmer sank. Viele hatten eingesehen, dass das Menschenrecht auf Heimat – wenn es denn ein solches überhaupt gibt – auch für die Polen gilt und konnte sich ausrechnen, dass sich die Waage mit jedem Jahr, das verging, zugunsten der Polen neigte. Wahrscheinlich waren 1970 schon mehr Polen im Kreis Szczecinek geboren als Deutsche im Kreis Neustettin, die zu dem Zeitpunkt noch lebten. Und hinter vorgehaltener Hand fragte man sich: »Wer würde denn noch zurückgehen?«

Nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums kam es zum Zusammenschluß der beiden deutschen Staaten, und die nun souveräne Bundesrepublik Deutschland erkannte die Oder-Neiße-Linie als Grenze zwischen Deutschland und Polen an.

Das Schicksal der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen war in den Hintergrund getreten. Hatte es sich – auch auf Grund des Todes vieler Betroffener – von selbst erledigt? Erst die grausamen Ereignisse auf dem Balkan in den 1990er Jahren als Folge des Zerfalls Jugoslawiens brachten die Medien dazu, sich der schrecklichen Ereignisse beim Zusammenbruch Deutschlands 1945 zu erinnern. Und dieses Interesse hält bis heute an.

1998 hatte die CDU-Bundestags-
abgeordnete Erika Steinbach für
den Vorsitz des Bundes der Ver-
triebenen (BdV) kandidiert, wurde
gewählt und ist seitdem sehr er-
folgreich in ihrem Amt.

Bald kam die Idee auf, dem
Schicksal der deutschen Heimat-
vertriebenen eine Gedenkstätte
zu widmen, erst als Vertreibungs-
denkmal bezeichnet. Sollte es
(auch) ein Ersatz für die verlorene
Heimat sein? Heute, im Jahr 2009,
ist daraus die »Stiftung Flucht, Ver-
treibung, Versöhnung« geworden.

Die Situation in Polen nach
dem Krieg möchte ich ansatzwei-
se schildern. Es war für jede pol-
nische Regierung schwierig, unter
den von den Sowjets bestimmten
Bedingungen zu einem eigenen
Staat zu finden. Die Bevölkerung
musste erst einmal zur Ruhe kom-
men, sesshaft werden. Da half die
Behauptung (These, Fama, Mythos,
Lüge), dass die ehemaligen deut-
schen Ostgebiete immer polnisch
waren. Dadurch sollten die neuen
Siedler Zutrauen zu ihrer neuen
Umgebung fassen und sie als neue
Heimat akzeptieren. Man bezeich-
net es heute als Integrationsinst-
rument in der sowjetischen Zeit.
Es hat aber in den Köpfen vieler
Polen (und leider auch mancher
Deutscher) deutliche Spuren hin-
terlassen. Und es muss noch viel
Wasser die Oder herunterfließen,
bis sich alle auf die geschichtliche
Wahrheit einigen werden, dass

Pommern beispielsweise eine viel-
hundertjährige Geschichte hat.

Viele Polen, aber auch Besucher
aus den westlichen Ländern, haben
berichtet, dass manche polnischen
Neusiedler bis 1970 wie auf ge-
packten Koffern saßen und erwar-
teten/befürchteten, dass sie wieder
zugunsten der Deutschen die Ge-
biete verlassen müssten. Das alles
hat sich seitdem geändert. Polen
hat sich erfolgreich gegen die Be-
vormundung der Sowjets gewehrt
(Katholische Kirche, Solidarność),
profitierte ebenfalls vom Zerfall
der Sowjetunion, wurde 1991 ein
demokratischer, selbstbestimmter
Staat und ist seit dem 1. Mai 2004
volles, gleichberechtigtes EU-Mit-
glied (hierfür haben sich besonders
deutsche Regierungen eingesetzt!).

Junge Polen und junge Deutsche
sehen heute einer gemeinsamen
Zukunft entgegen!

Mit der Diskussion um unsere
Vertreibungsgedenkstätte werden
bei den älteren polnischen Bürgern
alte Ängste wach, und die Forde-
rungen der Preußischen Treuhand
(von denen sich Erika Steinbach
distanziert hat, sie lehnt sie ab) ge-
ben diesen Menschen Recht. Und
die konservative, polnisch national
gerichtete Partei Recht und Gerech-
tigkeit (PiS) mit den Gebrüdern
Kaczyński kann immer noch punk-
ten und Wählerstimmen sammeln,
wenn man eine antideutsche Stim-
mung (wieder-)erwecken kann.
Dadurch bringt sie die regierende,

liberale Bürgerplattform (PO) von Donald Tusk in Zugzwang. Sie muss sich konservativer zeigen als sie ist.

Unter diesem Aspekt sehe ich die negativen Äußerungen Bartoszewskis über Frau Steinbach. Es ist also kein Angriff auf die Gedenkstätte an sich, sondern Frau Steinbach muss (aus innenpolitischen Gründen in Polen) als Bauernopfer erhalten.

Wie kann man die unterschiedlichen Benennungen der geplanten Gedenkstätte interpretieren?

Zentrum gegen Vertreibung –
Zentrum gegen Vertreibungen

Wenn wir unserer von den Polen Vertriebenen gedenken wollen, müssen wir dann nicht auch die Vertreibungen der Polen durch Deutsche aus ihrem Staatsgebiet nennen? Nach dem Blitzkrieg von 1939 mussten die polnischen Bürger aus dem Gebiet um Posen verschwinden, weil in dem dann Warthegau genannten Gebiet die ehemaligen Baltendeutschen angesiedelt wurden (Folge des Hitler-Stalin-Paktes). Und aus dem Lebenslauf unseres gerade wiedergewählten Bundespräsidenten Horst Köhler wissen wir, dass in der Gegend von Zamość im Süden Polens die Einwohner ihre Heimat verlassen mussten, weil dort (u. a.) die Bessarabiendeutschen angesiedelt wurden. Ist es zulässig, nur das eigene Leid zu sehen? Von da-

her ist der Plural, der Name Zentrum gegen Vertreibungen richtig und gerecht.

Zentrum gegen Vertreibungen –
Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung.

Flucht und Vertreibung sind Folgen des von Hitler 1939 begonnenen Krieges.

Versöhnung mit dem polnischen Volk: Ich bin voll dafür – auch weil es keine Alternative dazu gibt. Für eine aktive Versöhnung darf man nicht nur das eigene Schicksal bedenken, sondern muss bereit sein, sich auch in das Schicksal eines polnischen Bürgers zu versetzen.

Als meine Mutter und die jetzige Besitzerin unseres Hofes in Trocken Glienke sich im Jahr 1972 zum ersten Mal begegneten, lagen sich die beiden Frauen, die sich zuvor nie gesehen hatten, in den Armen und weinten.

Noch etwas:

Mit einem Denkmal wollen wir der Opfer gedenken. Dagegen hat niemand etwas, ein jeder wird das unterstützen. Aber ein Denkmal ist auch eine zu Stein gewordene Anklage gegen diejenigen, die für das Leiden dieser Opfer verantwortlich sind. Die Versöhnung ist folglich zwingend erforderlich.

Dr. Siegfried Raddatz

Zur Irrfahrt einer Glocke

Was »immer an traumatischen Erlebnissen und materiellen Verlusten unsere toten und wir noch lebenden Flüchtlinge und Vertriebenen erfahren haben: Krieg und Krankheit, Elend und Leid gehören von je zum Menschenschick; ganze Völker, ganze Kulturen sind vom Erdball verschwunden, als hätte es sie nie gegeben. Was wir erlebt haben, es ist nichts Singuläres.

Diese Erkenntnis hat nichts Tröstliches. Sie kann uns aber helfen zu der rechten Haltung, wie wir die leise gewordene Traurigkeit um Erlittenes und Verlorenes in Würde tragen können: doch nur mit diesem »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!«

Vergebung zu erbitten und Vergebung zu gewähren schulden wir Millionen von Opfern.

Unseren Nachkommen und den Nachkommen unserer Nachbarn schulden wir in sachlicher wie in ideeller Hinsicht, alles Nützliche zu üben, was ihnen den Weg in ein gedeihliches und humanes Miteinander erleichtert. Das sollte uns um so leichter fallen, da uns jetzt Jahrzehnte ohne Krieg geschenkt waren.

Solche Gedanken bewegten mich auch, als ich noch annahm, die Überführung der Glocke der ehemals evangelischen Kirche in Neustettin nach Neustettin würde zustande kommen. Es hätte ein besonders schönes Symbol im Sinne dieser Gedanken sein können. Ich jedenfalls hatte mich darauf gefreut, das Geläut unserer Glocke zu hören – in Szczecinek.

Hans-Norbert Strietzel

- ➔ **Kleines Ratzebuhrer Treffen vom 11. bis 13. September 2009 im Hotel Friedrichsruh in Niendorf, Auskunft: 02 21-69 87 85**
- ➔ **Kreis Neustettiner Treffen vom 25. bis 27. September 2009 im Saal der Schloßterrassen in Eutin, Auskunft: 02 21-69 87 85**
- ➔ **700-Jahr-Feier in Neustettin/Szczecinek voraussichtlich in der Zeit vom 20. bis 30. Juni 2010**

Aktuelle Bücher

KURI-DIETER LISKE

»Das war das Ende
von Neustettin«

Herausgeber: HKA Neustettin

Preis: 6 Euro

JUBILÄUMSAUSGABE

des HKA NEUSTETTIN

MNL-Festaussgabe anlässlich der
50jährigen Patenschaft

Preis: 12 Euro

*Beide Bücher sind erhältlich
beim Heimatkreis Ausschuss und
im Heimatmuseum in Eutin.*

KARL-CHRISTIAN BOENKE

»Die Notgeldscheine
aus Neustettin Stadt und Land«

ISBN: 3-933781-51-5

Preis: 12 Euro

HEINZ BUCHHOLZ

»Iwan, das Panjeferd –
Eine Kindheit

zwischen Krieg und Frieden«,

u.a. Soltnitz

ISBN: 3-00-014157-X

Preis: 19,90 Euro

GÜNTER DAMASKE

»Ich war einer
von Hitlers Kindern«

Kindheit und Jugend

in Neustettin,

Soldat im hohen Norden-

ISBN: 3-8311-4367-6

Preis: 19,80 Euro

GÜNTER DAMASKE

Aufbruch Ost, Band I

Jg. 1924, Kindheit und Jugend
in Neustettin

ISBN: 3-8334-4965-9

Preis: 16,80 Euro

HEINZ JONAS

Neustettin, Bilder einer
deutschen Stadt

Reproduktion alter Ansichtskarten

ISBN: 3-88042-885-9

Preis: 20 Euro

WERNER KORTHALS

»Das verlorene Land«

Schauplatz u.a. Wurchow

ISBN: 3-925418-52-0

Preis: 19,80 Euro

WOLFGANG GRÜHN

»So könnte es gewesen sein«

Schauplatz u.a. Alt-Liepenfier

ISBN: 3-933781-42-6

Preis: 21,95 Euro

PETER FÜNNING

»Verdrängte Vergangenheit«

Schauplatz Soltnitz und

Schleswig-Holstein

ISBN: 3-8280-1093-8

Preis: 9,90 Euro

ERNA UNANGST

»Bleib bei mir, Hanna«

Schauplatz u.a. Lottin und

Pinnow

ISBN: 3-8311-1914-7

Preis: 9,61 Euro

Alle diese Bücher sind im Buchhandel erhältlich, meist als Book on Demand!

SCHULD

Für die Russen gab es nur einen Feind, die deutschen Invasoren, und die standen unter einem Befehlshaber, Adolf Hitler.

Den unterschiedlichen Bildungsstand der in Russland einfallenden Deutschen im Verhältnis zu den dann Ostpreußen erobernden Russen will ich dabei gar nicht eigens hervorheben.

Der Gebildete sollte sich aber seiner Taten bewusster sein als der Ungebildete. In der Rückschau darf man Ursache und Wirkung nicht ständig verwechseln. Ich bedauere sehr, dass durch die unglaublichen Gräueltaten – sprich Rachehandlungen – der Russen viele Deutsche es nicht mehr für nötig hielten, über die eigene Schuld nachzudenken oder zumindest Bedauern über das anderen zugefügte Unrecht zu empfinden. Ich denke dabei nicht nur an die vielen Kriegserinnerungen. Die »Unfähigkeit zu trauern« ist die schlimme Folge der fehlenden ehrlichen Auseinandersetzungen mit der Schuldfrage.

Gewiss, von kollektiver Schuld zu reden, verbietet der Respekt vor denen, die sich tatsächlich dagegen stemmten und ihrer Überzeugung wegen verfolgt, eingesperrt oder gar hingerichtet wurden. Auch sie waren Deutsche.

So gab es zwar keine Kollektivschuld, aber unverzeihlich viele Schuldige im Kollektiv.

Und solch unglaubliches Ausmaß an Menschenverführung, inhumanem Verhalten und Charakterschwäche kann nicht abschreckend genug ins Bewusstsein bringen, wie gefährdet Menschen immer sind. Bedauerlicherweise wurde jedoch die Ablehnung des Kollektivschuldgedankens durch Theodor Heuss – der stattdessen von einer Kollektivscham sprach – gerade von denjenigen als persönlicher Freispruch aufgefaßt, die allen Grund gehabt hätten, sich mit ihrer persönlichen Schuld auseinanderzusetzen. Scham kann man auch über das empfinden, was andere getan haben und was andere verantworten müssen. Dieselbe Notwendigkeit, sich mit etwas auseinanderzusetzen, wie sie das anklagende Wort Schuld verlangt, ist bei einem Schamgefühl nicht gegeben. So schämte man sich zwar – oftmals nur darüber, den Krieg verloren zu haben – schob die ganze Verantwortung auf wenige Hauptakteure und wartete im übrigen so lang, bis man das Schamgefühl durch neuen Stolz ersetzen konnte. Fußballweltmeisterschaft 1954, Wirtschaftserfolge und besonders die Rivalität der sich immer mehr verfeindeten Siegermächte machten es dann sehr leicht, Schamgefühle schnell zu überwinden, ohne über die Schuldfrage auch nur einmal eingehender nachgedacht zu haben.

Unsere jüngste Geschichte bietet die große Chance, besonders viel über menschliche Verhaltensweisen zu lernen – vorausgesetzt, wir verdrängen keine unangenehmen Fakten. Neben allem anderen wäre es wichtig, dass schon der junge Mensch über jenen fatalen Wandel der Geängstigten gegenüber den Mächtigen und der Mächtigen gegenüber den Ohnmächtigen Bescheid wüsste – über die daraus resultierenden triebhaften Reaktionen und verhängnisvollen Entwicklungen. Solschenizyn nennt dieses Phänomen die tödlichste

und gefährlichste Krankheit der Menschen. Ich möchte es lieber die gefährlichste Unwissenheit nennen, dann kann ich nämlich meine zaghafte Hoffnung – dass das Wissen diese Krankheit zu überwinden vermag – auch weiterhin behalten.

Aber: Wissen und Verdrängen schließen sich gegenseitig aus. Wer verdrängt, will nicht wissen, und wer nicht weiß, läuft Gefahr, folgenschwere Fehler zu wiederholen.

*Michael Wieck in seinem Buch
»Zeugnis vom Untergang
Königsbergs« 2005*

**Günter Mau, Putbuser Str. 18 a, 18609 Binz/Rügen
früher Lohmühlenstraße 3, Neustettin**

Das Haus wurde in den 1930er Jahren von einem Dr. Grunert bewohnt, der später (wahrscheinlich nach Berlin) verzogen ist. Eine Schwester meines Vaters,

gebürtig aus Mossin, war in dieser Zeit dort in Stellung. Als Kind habe ich sie mit meinem Vater manchmal dort besucht. Nach der Hochzeit mit Karl Hentschell (er stammte aus Riga) wohnte sie auf dem Gut Gellen, wo der Mann Hofinspektor war. Im Februar 1945 ging sie mit dem Gutstreck auf die Flucht. In der Gegend von Plathe wurden sie von den Russen überrollt. Dort wurde auch der Gutsbesitzer, Herr Schröder, erschossen. Meine Tante mußte noch bis Ende 1947 in Trutzlatz bei den Polen arbeiten.

Nach der Vertreibung hat sie dann bis zu ihrem Tode 1985 in der Altmark nahe der

Kleinstadt Klötze gewohnt. Durch Zufall hatte sie in Klötze die Besitzer des »Preußischen Hofes« in Neustettin gefunden, die Familie Radde. Während meiner Besuche dort bin ich oftmals bei der Familie Radde eingekehrt, und wir haben viel über die verlorene Heimat erzählt.

Nach dem Tode meiner Tante war auch die Ansichtskarte von dem Haus Sassestraße 4 in meine Hände gelangt, Verlag Schulz, Neustettin.

Bei meinem Besuch 1993 in Neustettin habe ich das Haus fotografiert. In der Erinnerung hatte ich einen grünen Putz. Nach Aussage von Frau Radde hatte dort später Herr Beyer gewohnt, wahrscheinlich bis 1945. Gegenüber dem Hause befand sich das Offizierskasino der Infanterie-Kaserne.

Gesucht und gefunden

Gesucht und gefunden



Rolf Kreisch, Lorsch – früher Stellterstr.19

In dem abgebildeten Haus wohnte in den 1930er Jahren der Arzt Dr. Gruner, der u.a. in den 20er Jahren in der Stellterstraße eine kleine Privat-Klinik betrieb, und m.E. das abgebildete Haus gebaut oder gekauft hatte. In der Haustür war ein geschnitzter Aeskulap-Stab zu sehen. In den 30er Jahren hat die Stadt Neustettin das Haus gekauft, und bis zur Vertreibung wohnte der letzte gewählte Bürgermeister Harry Beier mit seiner Frau Ilse und den beiden Söhnen Hans Georg und Hermann in diesem Haus. Harry Beier war der Nachfolger von Bürgermeister Rogausch, wurde jedoch Anfang des Krieges als Leutnant eingezogen. Seine Frau arbeitete als Ärztin zeitweise im Krankenhaus.

In den 80er Jahren wohnte in dem Haus eine polnische Familie, deren Mann landwirtschaftliche Güter im Kreis Szczecinek verwaltete.

Gegenüber von diesem Haus war das Offiziers-Casino der Infanterie-Kaserne.

Jochem Horn, Goch – früher Gneisenaueweg

Endlich habe ich Otto-Walter Großkreutz in Hilden erreicht. Er konnte mir einiges über die Bewohner der Sassestraße erzählen.

Also die Familie Großkreutz bewohnte das Haus Nr. 8 zur Miete. Besitzer war der Drogist Gerhard Döring, Schwanenapotheke, Preußische Straße 7. Vater Großkreutz war Gutsbesitzer auf Alt Schlage bei Schivelbein. Er war vor dem Krieg als Hauptmann in Neustettin stationiert und wurde dann Batteriechef bei einer Panzerbrigade. Die Familie Großkreutz hatte vier Söhne: Hannes (†), Otto-Walter, Friedrich (†) – das war mein Blutsbruder und Klassenkamerad – und Peter.

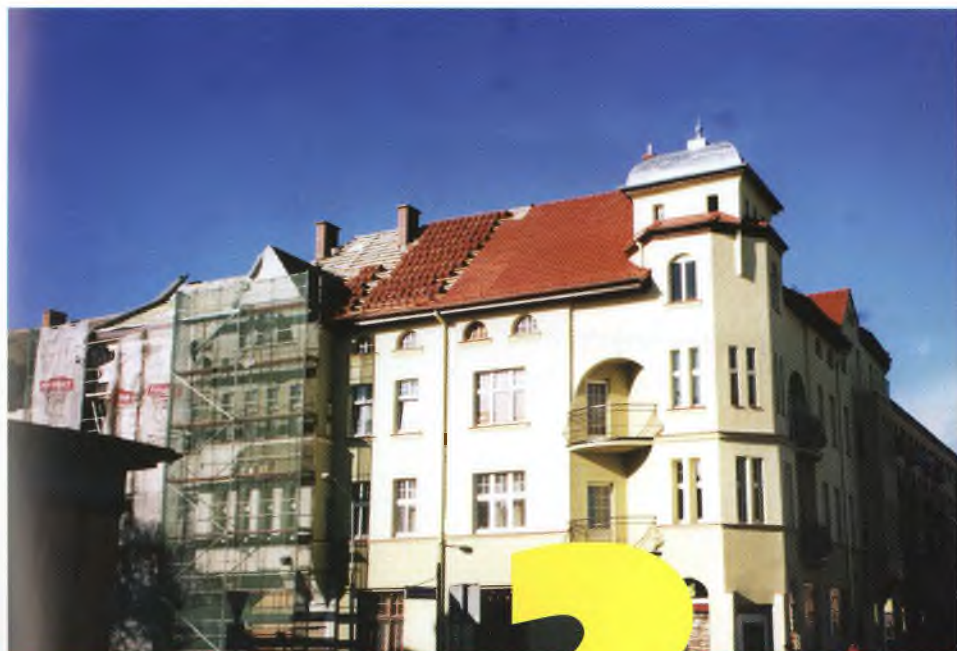
Haus Nr. 6: Der Besitzer Karl Erdmann bewohnte das Haus zusammen mit dem Mieter Erich Flade, beider Beruf Postschaffner.

Haus Nr. 4 gehörte Harry Beyer, Bürgermeister von Neustettin von 1939 bis 1945, seit 1934 erster Beigeordneter; Beruf Rechtsanwalt. Während seines Militärdienstes wurde er vom städtischen Rechtsrat Dr. Scheunemann und von Rechtsanwältin Dr. Molken-tin vertreten.

Am Ende war Haus Nr. 2. Dort wohnte der Rechtsanwalt Anton Hollenbach.

Dann gab es noch auf der anderen Straßenseite Haus Nr. 3. Dieses Haus gehörte dem Apotheker i.R. Krieg. Hier hat auch der Tierarzt Hermann Lies gewohnt.

Oktober 2008



Wer hat hier gewohnt?

Viktoriastraße

Ecke

Bismarckstr. 57



Im Sommer

**In Sommerbäder
Reist ein jeder
Und lebt famos.
Der arme Doktor,
Zu Hause hoekt er
Patientenlos.**

**Von Winterszenen,
Von schrecklich schönen,
Träumt sein Gemüt,
Wenn, dank der Götter,
Bei Hundewetter
Sein Weizen blüht.**

WILHELM BUSCH